BASTEI

STERNEN FAUST

Die Verschwörung

Band 56 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF • Dänemark 15,75 DKR
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Die Verschwörung

von Luc Bahl

Der Aufprall zerschmetterte das Shuttle und seine drei Passagiere mit ungeheurer Wucht. In einem gewaltigen Blitz, der länger auf der Netzhaut der entsetzten Beobachter in der STERNENFAUST II zurückblieb, als er tatsächlich gedauert hatte, verwandelte sich das Bündel belebter und toter Materie in reine Energie.

Es war eine optische Täuschung, als der grell leuchtende Feuerball auf einmal in sich zusammenfiel und im Nichts verschwand, aber genau so sah es aus. Innerhalb von wenigen Bruchteilen einer Sekunde explodierte das kleine Shuttle, blähte sich zu einer gewaltigen Lichtkugel auf.

Etwas war auf böse Weise außer Kontrolle geraten. Innerhalb kürzester Zeit hatte die STERNENFAUST nicht nur ihren Captain Dana Frost verloren, sondern nun auch den Ersten Offizier Commander Stephan van Deyk, den Shuttle Piloten Jorge Lugones und den Christophorer Bruder William …

Während sich diese Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Decks, Kabinen, Arbeits- und Aufenthaltsräume der STERNENFAUST ausbreitete und eine Spur von lähmendem Entsetzen hinterließ, blieben die plötzlichen Anfragen der Schwesterschiffe, die auf einmal die Funkkanäle verstopften, unbeantwortet.

Die Emission des explodierten Shuttles waren auch Lichtstunden entfernt nicht unbeobachtet geblieben.

Zwei Dinge waren an dieser fatalen Strahlung ungewöhnlich gewesen. Zum einen die Intensität, die man selbst bei der Explosion eines Schweren Kreuzers nicht in dieser Heftigkeit gewohnt war. Zum anderen – und das war das eigentlich Wichtige – die unerklärliche Tatsache, dass die Wucht dieser Explosion nicht an den Schranken des Einsteinraumes Halt machte und sich wie jede andere Katastrophe dieser Art mit Lichtgeschwindigkeit ausbreitete.

Die furchtbare Leuchtspur des Unglücks überwand mühelos die Barrieren zum Bergstrom-Raum. Sie diffundierte zwischen den Hüllen des n-dimensionalen Raums hin und her, als seien für sie alle kosmischen Gesetze außer Kraft gesetzt. Deshalb konnte sie zeitgleich auch an weit entfernten Orten wie an Bord der MARIA STUART oder der AMSTERDAM registriert werden, die sich umgehend per Bergstrom-Funk bei der STERNENFAUST meldeten, um nähere Auskünfte zu erhalten.

Rana Quaid verfiel in eine Art kataleptischen Schock, als sie die Zerstörung des Shuttles mit ihrem Liebhaber an Bord mit ansehen musste.

Nur Crewman Stanislaw Fo-Long, nach wie vor in einem unaufgelösten hypnotischen Zustand verfangen, in den ihn Bruder William versetzt hatte, geriet nicht aus seinem mühsam wieder hergestellten seelischen Gleichgewicht. Hätte jemand die Muße gefunden, ihn genauer im Auge zu behalten, so wäre aufgefallen, dass ihn die Explosion des Shuttles nicht weiter zu berühren schien. Man hätte diese seltsame, unerklärliche Gefühlskälte, mit der er auf die Katastrophe reagierte, als Folge der Hypnose angesehen. So als habe Bruder Williams Behandlung seiner hyperaktiven Nervosität einfach bestimmte Teile seines Gehirns von anderen abgeklemmt. Und davon schienen bedauerlicherweise auch weite Teile seiner Emotionalität betroffen zu sein.

In Wirklichkeit jedoch steckte etwas ganz anderes dahinter …

*

Kaum hatte sich der Käfig so weit abgesenkt, dass er in den am Boden verankerten Stahlmuffen einrasten konnte, startete Breg Suntron ohne ein weiteres Wort zu verlieren den ersten Angriff. Wie ein Stier raste er auf Dana zu. Seine Absicht war klar. Er wollte sie mit seiner muskelbepackten Körpermasse gegen die Gitterstäbe rammen. Dabei

würde er sie durch die schmalen Ritzen quetschen wie eine Blutorange in der Fruchtpresse.

Die von einem der Zuschauer kurz vor Beginn des Kampfes geäußerte Vermutung, nämlich dass Milan D'aerte ein Gemetzel sehen wolle, schien sich zu bewahrheiten.

Dana sprang mit einer blitzartigen Bewegung zur Seite und wich damit im letzten Moment der überfallartigen Attacke aus. Suntron prallte mit voller Wucht gegen die Stahlstäbe des Käfigs und schien vom Aufprall regelrecht zurückgeschleudert zu werden. Eines ließ Dana jedoch stutzen. Er hielt sich mit beiden Fäusten an den Stahlstäben fest und donnerte erneut gegen das Gitter. Schon beim ersten Aufprall hatte er so laut gebrüllt, dass sich sogar die Zuschauer in den hinteren Reihen die Ohren zuhielten.

Und schon beim ersten Aufprall wichen diejenigen in den vorderen Reihen, die den Koloss quasi auf sich zurasen sahen, erschrocken zurück und fielen über die weiter hinten Sitzenden, was Milan D'aerte zu einem Heiterkeitsausbruch veranlasste. Der ungleiche Kampf schien ihm vom ersten Augenblick an großes Vergnügen zu bereiten.

Die übereinandergepurzelten Zuschauer hatten sich noch nicht wieder hochgerappelt, als Suntron das zweite Mal gegen die Käfigstangen donnerte. Mit dem Effekt, dass es sie wieder aus dem Gleichgewicht riss. Auch weil das jetzt von ihm ausgestoßene Gebrüll den ersten Schrei noch um einiges übertönte.

Es ist Show!, dachte Dana.

Trotzdem war sie froh, dass es ihr gelungen war, ihm auszuweichen. Unvorbereitet zwischen den Gitterstangen und dem Koloss eingeklemmt zu werden, hätte sie schwer verletzt, vielleicht sogar direkt getötet. Das hier war etwas völlig anderes als die Kendo-Kämpfe, die sie in ihrer Freizeit gelegentlich ausfocht. Bei denen war es noch nie – zumindest nicht in erster Linie – um Sieg oder Niederlage gegangen. Das Entscheidende war immer die Perfektion des Kampfes gewesen, egal ob er mit echten Schwertern oder Shinais, den Übungsschwertern aus Bambus, ausgefochten wurde.

Schon der Beginn eines Kendo-Kampfes war höchst ritualisiert. Und das eigentliche Ziel ging über das körperliche Kräftemessen weit hinaus. Allein Laijutsu – die Kunst, das Schwert zu ziehen – bedurfte jahrelanger Übung. Am besten jeden Tag. Schwert, Shinai, ihre Rüstung – alles das lag wohlbehütet auf der STERNENFAUST.

Einer der anderen Zuschauer, die in Bran Larsons Nähe saßen, hatte vor Beginn des Kampfes behauptet, dass Breg Suntron anfänglich nur »mit dem Kätzchen spielen werde«, damit das Publikum auch etwas von dem Kampf habe. Es sah ganz so aus, als würde er recht behalten. Denn die nächste überfallartige Attacke, die Suntron ausführte, riss Dana regelrecht von den Beinen.

Mit einer Wendigkeit, die sie dem Riesen kaum zugetraut hätte – bei einem J'ebeem aber eigentlich nicht verwunderlich war –, ließ sich dieser auf den Ringboden fallen und schoss wie ein niedrig fliegender

Felsbrocken auf sie zu. Es war, als habe ein urzeitlicher Titan mit der eruptiven Energie eines Vulkans eine tonnenschwere Gesteinsplatte fortgeschleudert. Aus dem Blickwinkel der Götter mochte Suntron in diesem Moment aussehen wie ein flach über einen See geschleuderter Kiesel.

Dana blieb nichts anderes übrig, als aus dem Stand hochzuspringen, um dem mit vollem Körpereinsatz ausgeführten Angriff auszuweichen. Wieder sah sie, dass der auf den ersten Blick einfach nur brutal wirkende Riese noch über weitere, ungeahnte Fähigkeiten verfügte: eiskaltes Kalkül.

Es schien, als habe er alles zentimetergenau berechnet. Sein massiger Leib glitt unter Dana hinweg wie ein über einen feuchten Kachelboden flitzendes Stück nasser Seife. Und sicherlich gehörte auch die Tatsache zu Breg Suntrons taktischem Kalkül, dass Dana zwar versuchen würde, ihm mit einem beherzten Sprung in die Höhe auszuweichen, dass sie aber nicht schaffen würde, hoch genug zu springen. Der halbnackte, vor Öl und Schweiß glänzende Oberkörper erwischte Dana an den Füßen und stieß sie mit Macht aus dem Gleichgewicht.

Mit einem gewaltigen Scheppern krachte sie auf den Ringboden, während Suntron fast zeitgleich zum dritten Mal gegen die Käfigwand donnerte. Es sah aus, als nutze er diese Energie des Aufpralls und schnellte in die Ringmitte zurück wie ein überdimensionaler Pingpong-Ball. Dana fürchtete, dass er jetzt versuchte, das zu verwirklichen, was er anfangs aus Show-Gründen vermieden hatte. Sie nämlich mit seiner puren Körpermasse zwischen sich und dem harten Untergrund zu zerquetschen.

Aus der Sicht des voller Panik den Kampfverlauf beobachtenden Bran Larson wirkte es, als sei Dana Frost ähnlich einem Kuchenteig zwischen Blech und Teigrolle geraten. Aber D'aertes *Rechte Hand* knetete den Teig nicht mehr, sondern walzte ihn platt.

Tatsächlich blieb Dana abrupt die Luft weg, als Suntrons stahlharte Muskelmassen auf sie prallten und über sie hinwegrollten. Hatte sie anfangs bedauert, in diesem Kampf nicht zumindest mit einem Shinai agieren zu können, so begriff sie jetzt, dass ihr diese Waffe in dieser Situation auch nicht mehr geholfen hätte.

Sie spürte eine Form der Verzweiflung, die sie bisher noch nicht kennengelernt hatte. All das Training, all die Jahre der geistigen und körperlichen Vorbereitung schienen nutzlos gewesen zu sein, um mit dieser Situation fertig zu werden. So wie es aussah, pinnte sie ihr Gegner schon in der ersten Runde. Sie schien meilenweit davon entfernt zu sein, den Kampf aufrecht zu überstehen, wenn es schon aussichtslos zu sein schien, ein Monstrum wie Suntron in einem derartigen Gefecht überhaupt bezwingen zu können.

Im Publikum herrschte eine aufgepeitschte Stimmung. Vielstimmiges Gebrüll erfüllte den Raum. Wut, Hass und Begeisterung mischten sich mit Schreien der Enttäuschung über das absehbare, viel zu rasche Ende des Kampfes. Aus mancher Kehle drang nur noch das heisere Keuchen

sich überschlagender Stimmen.

Dana war völlig unter den Massen ihres Gegners verschwunden. Es hätte niemand gewundert, wenn Breg Suntron jetzt aufgesprungen wäre und von seiner Kontrahentin wäre nur ein undefinierbarer, lebloser Haufen aus zerquetschten und verdrehten Gliedmaßen, Blut, Schweiß und Tränen auf dem Ringboden zurückgeblieben.

Doch in diesem Moment rutschte Dana seitlich unter ihm hervor. Jetzt war sie das flutschige Stück Seife auf dem Kachelboden, und sprang mit einer eleganten Drehung in den Stand.

Er hätte mich im wahrsten Sinne des Wortes plattmachen können, schoss es ihr durch den Kopf, als sie schwer atmend beobachtete, wie sich auch Suntron aufrappelte. Momentan war ihr dieser Gegner nicht nur körperlich, sondern auch mental weit überlegen. Eine winzige Drehung seines Brustkorbs hatte ihr die Möglichkeit gegeben zu entkommen. Es deprimierte Dana zutiefst, dass sie sich nur deshalb hatte befreien können, weil er es so wollte.

Mit langsamen, lauernden Schritten stapfte der Koloss wieder auf sie zu.

Das Geschrei der Zuschauer flaute ab und wich einer atemlosen Spannung. Da durchbrach ein schrilles, metallisches Scheppern die Stille. Die erste Runde war zu Ende. Sofort ertönte im Publikum ein wütendes Zischen. Eine Reihe von Leuten war mit der Pause nicht einverstanden. Aber eine herrische Handbewegung D'aertes brachte sie zum Schweigen.

Dana war zutiefst erschöpft. Trotzdem hätte es ihr nichts ausgemacht weiterzukämpfen. Das war immer noch besser, als alleine in ihrer Ecke zu hocken und darüber ins Grübeln zu geraten, dass ihr keine wirksame Strategie einfiel, die ihr half, gegen Suntron einigermaßen über die Runden zu kommen. Von einem Sieg gegen diese Kampfmaschine ganz zu schweigen …

*

Anfangs war der Lärm der Kriegstrommeln unerträglich gewesen. Zuerst ganz leise und noch weit entfernt hatte sich der monotone, aufpeitschende Rhythmus zu einem Furcht einflößenden Getöse gesteigert. Je näher Malachenkos Truppen kamen, je mehr sie das zu erobernde Heiligtum in die Zange nahmen, desto lauter wurden auch die Trommeln.

Der Sinn für den Einsatz dieser akustischen Waffe las auf der Hand. Psychologische Kriegsführung. Fürst Malachenko und sein oberster Befehlshaber General Wrogin demonstrierten damit ihre überwältigende Überlegenheit. Die dröhnenden Trommeln sagten: Wir brauchen kein heimliches Anschleichen, keinen Überraschungsangriff! Wir sind derart in der Überzahl, dass wir euch überfluten werden. Gleichgültig ob ihr euch dagegen zur Wehr setzt oder nicht …

Seit die Trommeln in ununterbrochener Folge geschlagen wurden, hatte sich rings um den Tempel kein einziger der heiligen Affen mehr blicken lassen.

»Wahrscheinlich verstecken sie sich in den Kronen der Baumwipfel und halten sich die Ohren zu …«, sagte Kanturiol zu Herzog Rigbalton. »Vielleicht haben sie sich aber auch schon außer Hörweite geflüchtet und kommen nie wieder in das Heiligtum zurück, das ihnen geweiht wurde.«

»Das glaube ich nicht«, knurrte der wortkarge, dicke Herzog. Trotzdem verfinsterte sich seine Miene noch mehr als sonst.

»Wie könnt Ihr davon überzeugt sein, dass die scheuen, heiligen Tiere wieder hierher zurückkommen werden?«, fragte Kanturiol laut genug, um den allgegenwärtigen Trommellärm zu übertönen. Es fiel ihm immer noch schwer zu schreien. Die dünne Schlinge, mit der Odira vor wenigen Tagen versucht hatte, ihn zu erwürgen, hatte seinen Kehlkopf und seine Stimmbänder schlimmer in Mitleidenschaft gezogen, als anfangs vermutet.

Vielleicht verbringe ich den Rest meiner Tage damit, nur noch heiser herumkrächzen zu können, dachte er. *Aber was heißt schon Rest meiner Tage? Selbst wenn Malachenkos Armee nur aus Trommlern besteht und der Lärm uns etwas vormachen will, was gar nicht da ist, handelt es sich um so viele Kämpfer, dass wir hoffnungslos unterlegen sind. Der Rest meiner Tage dürfte also ziemlich limitiert sein. Was mache ich mir da Sorgen um meine Stimme?*

Die trüben Gedanken bewirkten, dass Kanturiol beinahe die Antwort des Herzogs verpasste.

»Es ist ganz einfach, Söhnchen«, erwiderte Rigbalton – seit Kurzem, genauer seit Prinz Lamfars Ermordung, redete er den jungen Deserteur gerne als »Söhnchen« an. »Aus irgendeinem Grund halten sich die Affen nur hier in unmittelbarer Umgebung des Tempels auf. Es gibt sie sonst nirgendwo auf der Welt. Vielleicht liegt es am guten Futter, das sie von den Priestern und Mönchen bekommen …«

Das struppige rot-schwarz gefleckte Antlitz des alten Kriegshelden, den ein undankbarer Kazan und ein noch gnadenloseres Schicksal hierher verbannt hatten, zeigte den Anflug eines Lächelns.

»Solltest du jedoch recht haben mit deiner Ansicht«, fuhr der Herzog fort und genauso rasch verschwand auch das Lächeln wieder, »und die heiligen Affen werden tatsächlich von dem unheiligen Lärm der gottlosen Kreaturen im Dienste Malachenkos verjagt, dann wurde das Auge Rrres, des Alleserleuchters, zum letzten Mal vom Anblick der ihm geweihten Tiere erfreut. Je weiter sie sich vom Tempelbezirk entfernen, desto gefährdeter sind sie … und desto sinnloser wird sein Feldzug …«

»Ich weiß, Herr«, erwiderte Kanturiol. Rigbalton von Rauni hatte ihm vom Schicksal der Affen erzählt, die auf Befehl des Kazan gelegentlich eingefangen und in die ferne Hauptstadt verbracht worden waren. Sie alle waren innerhalb kürzester Zeit in den kazanischen Zwingern

verendet.

Kanturiol hatte seit der unerlaubten Entfernung von seiner ehemaligen Jägereinheit bei Malachenkos Truppen mehr Zweifel schürende Erschütterungen seiner Überzeugungen, seines Glaubens und Denkens hinnehmen müssen, als während seines gesamten Lebens zuvor.

Der Tempel gehörte dem Kazan, mochte es sich bei diesem Herrscher auch um eine schwache, ignorante Persönlichkeit handeln, die das Schicksal des entlegenen Heiligtums kaum interessierte. Der Palast des Kazans und die Hauptstadt der Welt lagen weit entfernt von hier. Dennoch hielt ein regelmäßiger Austausch von Nachrichten, die von den halbzahmen Sturmseglern zwischen dem Zentrum des Reiches und seinen Außenposten wie diesem Tempel hin und her transportiert wurden, den Kazan über jede Entwicklung selbst in den entferntesten Teilen des Imperiums auf dem Laufenden. Längst trugen Sturmsegler die Nachricht vom bevorstehenden Angriff Fürst Malachenkos in Richtung Hauptstadt. Doch mittlerweile hegte Kanturiol heftige Zweifel daran, ob der Herrscher Truppen in Bewegung setzen würde, um ihnen zu helfen.

Selbst wenn es ihnen gelingen sollte, den Angreifern eine Zeitlang standzuhalten, war die Gefahr ja nicht gebannt. Die Tatsache, dass er und Odira bevor sie in den Tempel gelangten, von Kriegern des benachbarten Fürsten Schaschellon gefangen genommen worden waren, bewies eines unmissverständlich:

Malachenko war nicht der Einzige, der seine machtgierigen Klauen nach dem Heiligtum ausstreckte.

Am Schlimmsten war jedoch die Erschütterung gewesen, die der Mord an Prinz Lamfar bei ihm ausgelöst hatte. Nicht dass er den arroganten Geck besonders sympathisch gefunden hätte, im Gegenteil. Die Beweise, dass es Odira gewesen war, die den Prinzen umgebracht hatte, waren erdrückend. Lamfar hatte weniger Glück gehabt als Kanturiol, der sich aus ihrer tückischen Schlinge hatte befreien können. Der Tod des Prinzen war ein unnötiger und auch unnötig grausamer Mord. Seit er die Leiche gesehen und zugleich erfahren hatte, dass Odira mit einigen Meuterern der Tempelwache zu ihrem Vater, Fürst Malachenko, geflohen war, wusste er, dass er von ihr keine Gnade erhoffen konnte.

Sein Schicksal war ebenso besiegelt wie das des Herzogs und der übrigen Bewaffneten innerhalb der Befestigung der Tempelanlage. Kein allzu großer Blutzoll, da der ohnehin überschaubare Trupp an. Tempelwachen inzwischen auf ein kleines Häufchen ebenso verzweifelter, wie tapferer Kämpfer zusammengeschmolzen war. Kanturiol glaubte nicht, dass die Angreifer so weit gehen würden, auch die Priester und Mönche umzubringen, aber wer konnte das schon mit Gewissheit sagen.

Vielleicht war die von Odira ausgelöste Enttäuschung und Erschütterung für Kanturiol deshalb so hart, weil er trotz allen

Sticheleien und Feindseligkeiten zwischen ihnen eine unerwartete Nähe zur jüngsten Tochter des Fürsten gespürt hatte. Ein Gefühl, von dem er überzeugt gewesen war, dass es auch in Odira eine ähnliche Empfindung ausgelöst hatte. Obwohl jede nüchterne Überlegung diese Überzeugung mit wenigen Argumenten zur Seite gefegt hätte, mochte er insgeheim nicht davon lassen. Mit dem Ergebnis, dass er die Fürstentochter selbst jetzt nicht aus seinem Kopf vertreiben konnte.

Der Gedanke verursachte ihm Übelkeit. Aber es gab nichts daran zu rütteln, er hatte sich über alle Vernunfts- und Standesgrenzen hinweg in sie verliebt. Sie, die nicht zögern würde, ihm mit ihrer Armbrust einen Bolzen mitten in die Stirn zu schießen oder den Krummdolch in seinen Bauch zu stoßen und darin herumzuwühlen, bis alle Innereien aus ihm hervorquollen. Wie sollte er in einer derartigen Verfassung kämpfen … nicht zuletzt gegen sie …

Außer den wenigen Überlebenden der Tempelwächter-Patrouillen, die den anrückenden Truppen Malachenkos entkommen waren, hatte noch niemand die Angreifer gesehen. Die Angaben über ihre Stärke und ihre Bewaffnung blieb ebenso Spekulation, wie das Gerücht über eine unbekannte, neuartige und schreckliche Waffe, über die die Feinde verfügen sollten. Es war das jüngste, das frischeste Gerücht und hielt sich bereits so hartnäckig, als entspreche es einer unumstößlichen Wahrheit.

Für das unablässige Getöse der Kriegstrommeln gab es natürlich noch einen weiteren Grund. Es zermürbte die bewaffneten und unbewaffneten Bewohner des Tempelbezirks und verwandelte sie in nervliche Wracks. Doch dann brach das verstörende, tiefe Gedröhne wie auf ein geheimes Kommando hin abrupt ab. Die plötzliche Stille klingelte in ihren Ohren. Es war auf einmal so ruhig, dass Kanturiol glaubte, das Flüstern der Toten verstehen zu können.

»Es geht los«, sagte der Herzog knapp.

*

Es waren nicht nur die ungewohnte Umgebung, die ungewohnten Geräusche, das fremde, luxuriöse Zimmer, das viel zu weiche Bett, die sie nicht schlafen ließen. Und das obwohl sie so müde und erschöpft war, dass sie normalerweise auch im Stehen eingeschlafen wäre. Es war eine Kette von Gedanken, die ihr durch die überreizten Hirnwindungen tanzten, die sie wach hielten. Gedanken, die sie nicht denken wollte, die sich aber auch nicht einfach abschalten ließen, schließlich war sie keine Maschine.

Allerdings hätte sie sich in diesem Augenblick nichts anderes mehr gewünscht, als den berühmten Knopf zu finden, mit dem sie dieser irrwitzige Jagd an Überlegungen, die sie unter Strom setzte, den Saft abdrehen konnte.

»Es war Iandroffs Idee gewesen«, hörte sie Sarah Windsors unverwechselbare Stimme in ihrem Kopf, »Sie als Rudenkos

Sicherheitsexpertin von Anfang an in unsere Planungen einzubeziehen …«

Iandroff, der Vater, Iandroff, der Ältere, hatte sie während dieser Worte mit eiskaltem Blick gemustert und gleichzeitig so breit angelächelt, als bestünde sein Gesicht aus zwei unabhängig voneinander operierenden Teilen. Einer Freundlichkeit ausstrahlenden unteren und einer regungslosen oberen Hälfte. Valentina Duchamp hatte schon viel gesehen, aber eine derartig irritierende Spaltung im Ausdruck war ihr noch nicht untergekommen.

Ein besonders augenfälliges Beispiel dafür, was Geld aus einem Menschen machen kann …, dachte sie. Aber sie wusste, dass sie sich nichts anmerken lassen durfte; und sie wusste vor allem, dass es jeglicher Professionalität widersprach, die ihr Job von ihr forderte, sich von solch rein emotional geprägten Eindrücken in ihrer Beurteilung leiten zu lassen.

Ebenso wie Valentina hatte sich auch Sebastian Iandroff zusammen mit seinem Sohn Philomon und dessen Freundin Gundi von Sarah Windsor einladen lassen, über Nacht auf der künstlichen Insel zu bleiben, die zu den privaten Refugien der Vorsitzenden von Pro Humanity gehörte. Die drei waren aber – so weit sie es mitbekommen hatte – in einem anderen Gebäudekomplex der Art-Key untergebracht worden. Wohin sich die Eignerin von Windsor-Island zurückgezogen hatte, wusste Valentina nicht. Seit sie hier angekommen war, hatte sie nur einen kleinen Teil der Insel zu Gesicht bekommen.

»Betrachten Sie den nächsten Tag oder die nächsten Tage – so lange Sie es wünschen – als Urlaub. Sie können sich auf meiner Insel völlig frei bewegen. Sie sind mein Gast! Erkunden Sie alles! Es gibt viel zu sehen. Der ganze Südosten ist ein Naturschutz-Reservat, mit einigen Fußwegen erschlossen. Man kann dort herrlich spazieren gehen, seltene Tiere beobachten. Man ist dort völlig ungestört …«

Aus Sarah Windsor sprach der ungebrochene Stolz auf ihren Besitz, der natürlich auch ein künstlich angelegtes Naturschutzgebiet einschloss. Es kam Valentina wie ein dummer Widerspruch vor, aber sie hütete sich, die mächtige Frau auf solche Feinheiten hinzuweisen.

Vor allem aber kehrte ein Gedanke mit penetranter Regelmäßigkeit in ihr Bewusstsein zurück: Auf ihre Frage, ob Gregor Rudenko in das Vorhaben eingeweiht sei, hatte Sarah Windsor nur energisch den Kopf geschüttelt. »Wo denken Sie hin, meine Liebe! Wir werden unseren Kandidaten doch nicht mit derart trivialen Informationen belasten. Es wird Ihre Aufgabe sein, ihn im Vorfeld des Wahlkampfs vor solchen Belanglosigkeiten zu schützen. Sie sind für seine Sicherheit verantwortlich. Dazu gehört auch, alles von ihm fern zu halten, das ihn unnötig belasten könnte …«

»Wenn die Bombe platzt, erfährt er es natürlich«, warf Iandroff, der Ältere, ein. »Denn dann profitiert er von der Explosion.« Wieder fokussierte sein kalter Blick sie, während sich seine Lippen zu einem breiten Lächeln verzogen.

Es war noch nicht allzu lange her, dass Valentina ihren neuen Job in Gregor Rudenkos Team angenommen hatte und es würde noch einige Zeit vergehen, bis der Wahlkampf in die heiße Phase treten würde, aber schon jetzt bekam sie den Eindruck, dass ihre Entscheidung überstürzt, unüberlegt, falsch gewesen sei.

Sie war weit davon entfernt, sich über die moralischen Aspekte des geplanten Komplotts zu ereifern. Das mussten Sarah Windsor und die Iandroffs samt Anhang selbst mit sich ausmachen.

Es war etwas anderes, was sie an dem Vorhaben irritierte. Noch mehr beunruhigte sie jedoch, dass es ihr derzeit unmöglich war, genau zu sagen, worin diese Irritation bestand. Es war nur dieses dumme Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Etwas, das ihr den Schlaf raubte. Immer noch.

Fluchend sprang Valentina aus dem Bett und blickte aus dem Fenster der Gäste-Suite.

Vollmond!, versuchte sie sich zu beruhigen. Es war nicht das erste Mal, dass das fahl-helle Licht des Erdtrabanten sie in Unruhe versetzte. Ihr Blick streifte über den vom Mondlicht beschienenen Teil der Insel, der sich vor ihr ausbreitete. Eine sanft geschwungene Küstenlinie, an der sich die Wellen in silbrigem Glitzern brachen. Ein Palmenhain durchbrochen von einigen Nadelhölzern in Ufernähe. Von hier aus wirkte kein Quadratmeter der Insel so, als handele es sich um ein von Menschenhand erschaffenes, auf dem Meer schwimmendes Gebilde. Sie sah sehnsüchtig zum Strand, der von ihrem Fenster aus einfach nur verlockend aussah.

Den ganzen Tag über hatte sie sich gewünscht, schwimmen zu gehen. Das Treffen und die Gespräche mit ihrer Gastgeberin, den beiden Iandroffs und dieser jungen Frau hatten die Erfüllung dieses Wunsches verhindert.

Warum nicht jetzt?, überlegte sie.

Es dürfte sich kaum abgekühlt haben. Sicher war auch das Wasser noch angenehm temperiert. Nicht zu warm, nicht zu kalt. Genau richtig, um sich zu erfrischen und auf andere Gedanken zu kommen.

Valentina schlüpfte aus dem Zimmer, lief mit nackten Füßen die breiten Stufen hinab und verließ das Haus.

Nach rund zweihundert Metern endete der mit runden Platten gepflasterte Fußweg. Danach begann der sandige Trampelpfad, den sie aus dem Fenster gesehen hatte. Rechts von ihr begann der Palmenhain, der sich fast bis zum Ufer hinunterzog. Links des Pfads wuchs niedriges Gestrüpp, das auf der gesamten Länge der Düne angepflanzt worden war, die sich vor der kleinen Bucht und dem Strand erhob.

Als sie auf der dem Golf zugewandten Seite die sandige Erhebung hinablief, ließ sie im Laufen die wenigen Kleidungsstücke fallen, die sie am Leib trug. Dass ein anderer mondsüchtiger Bewohner der Insel möglicherweise auch gerade nicht schlafen konnte und sie beobachtete, war ihr egal. Mit einem leisen Schrei rannte sie nackt ins flach abfallende Wasser und warf sich nach weiteren zwanzig Metern in die

sanft gegen das Ufer anrollenden Wellen.

Sie hörte erst auf zu schwimmen, als sie weit genug draußen war, um die künstliche Insel in ihrer gesamten Breite sehen zu können. Das Wasser war angenehm und sie spürte eine wohlige, leichte Erschöpfung, als sie zurückblickte. Windsor-Island maß etwa drei Kilometer in der Breite und fünf Kilometer in der Länge, wobei sich Valentina nicht daran erinnerte, wie die Insel ausgerichtet war. Sie konnte also nicht sagen, ob sie auf die Schmal- oder Breitseite blickte. Sie wusste nur, wenn sie weiterschwimmen würde, würde sie irgendwann auf die Westküste Floridas stoßen, vorausgesetzt sie besäße überhaupt die Kraft, um diese Strecke zurückzulegen.

Sie erinnerte sich, dass es zu den Herausforderungen von Extremsportlern gehörte, die Entfernung zwischen Fort Myers Beach und den Art Keys schwimmend zu überwinden. Unmöglich war es demnach nicht. Doch Valentina fehlte dazu jeglicher Ehrgeiz.

Sie legte sich im Wasser auf den Rücken und begann mit leichten Stößen und leise wedelnden Armbewegungen zur Insel zurückzuschwimmen. Ihr Gesicht badete im Mondlicht und für einen kleinen Moment fühlte sie sich so entspannt und glücklich wie schon lange nicht mehr. Leider hielt dieses Gefühl nicht sehr lange an, denn auf einmal machte sich ein unangenehmer Gedanke in ihr breit.

Blieben nachts eigentlich die elektronischen Unterwasserbarrieren eingeschaltet, die rings um die Insel mit einer für das menschliche Ohr unhörbaren Frequenz dafür sorgten, dass bestimmte Fische auf Abstand gehalten wurden? Haie etwa, die das Meer rings um Florida ja in Hülle und Fülle bevölkerten. Ihr Hauptgebiet waren zwar die dem Atlantik zugewandten Küsten. Aber nicht wenige tummelten sich auch im Golf von Mexiko.

Abrupt drehte sie sich wieder von der Rücken- in die Bauchlage.

Ein leises Plätschern, das nicht von ihr erzeugt wurde.

Da sich ihre Ohren so nah an der Wasseroberfläche befanden, konnte sie nicht sagen, woher es kam. Es war irrational. Aber der Gedanke an Haie ließ sie augenblicklich vermuten, dass der seltsame, unbekannte Laut, den sie wahrgenommen hatte, aus den undurchdringlichen Tiefen des Wassers unter ihr gekommen sei. Das war natürlich Unsinn. Nicht umsonst bezeichnete man die Raubfische als lautlose Jäger. Andererseits wurden auch im Wasser Töne übertragen. Aber hatte sie eben die Ohren über oder unter der Wasseroberfläche gehabt?

Erneut war der Laut zu hören. Diesmal deutlicher und länger. Und er kam näher.

Noch immer konnte Valentina nicht identifizieren, um was es sich handelte. Mühsam kämpfte sie die aufkommende Panik nieder, die ihr Inneres überfluten wollte. Die instinktive Reaktion war Flucht. Mit aller Macht versuchte sie sich zu beruhigen. Jede hastige Bewegung ihrerseits würde ebenfalls Geräusche verursachen. Was auch immer da draußen war und offensichtlich näherkam, würde dann erst recht auf sie aufmerksam werden.

Sie zwang sich zu ruhigen, kräftigen aber jede Hektik vermeidenden Schwimmzügen. Inzwischen mehrten sich die Geräusche. Noch immer waren sie leise, fielen kaum auf, aber es war eindeutig, dass ihr irgendetwas folgte. Während sie noch angestrengt lauschte, sah sie auf einmal das kurze Aufblitzen einer Lampe am Rand der Bucht, vielleicht fünfzig, höchstens hundert Meter von der Stelle entfernt, an der sie sich in die Wellen geworfen hatte. Wer war dort? Wieder blitzte ein Licht, diesmal unter Wasser. Es flitzte schneller als das schnellste Lebewesen unter der Wasseroberfläche an ihr vorbei.

Valentina zuckte zusammen. Diese winzige und nur den Bruchteil einer Sekunde andauernde Lichterscheinung wirkte wie Unterwasserleuchtgeschoss. Ein unangenehmer Schauer durchfuhr sie.

Die Geräusche kamen immer näher. Mittlerweile hatte sich der unauffällige Ton zu einem andauernden, dezenten Vibrieren verwandelt. Sie begriff, als das kleine, von einem surrenden Elektromotor betriebene Boot in weniger als dreißig Metern Entfernung an ihr vorbeischoss. Kaum hatte es sie überholt, wurde der Motor gedrosselt, die Geschwindigkeit verringerte sich.

Für einen Moment hielt Valentina den Atem an. Doch das offene, leichte Boot drehte nicht, wie sie befürchtet hatte, bei, um sie abzufangen. Ein weiteres Lichtsignal vom Strand, kaum eine Millisekunde lang. Es wurde von der Gestalt im Boot erwidert. Sie sah, dass das Boot über eine Art Leuchtkanone am Bug unterhalb der Wasserlinie verfügte. Es handelte sich offensichtlich um ein kleines Glasbodenboot, mit dem sich die Unterwasserwelt auch nachts beobachten ließ. Die Lichtblitze konnten zum einen dem Boot gefährlich werdende Räuber vertreiben, zum anderen aber je nach Einstellung auch für den gegenteiligen Effekt sorgen und optische Locksignale abgeben, mit denen sich ganze Schwärme von Fischen, Medusen und anderen Meerestieren anlocken ließen.

Der Mann, der das kaum fünf Passagieren Platz bietende Boot steuerte, hatte Valentina nicht gesehen. Er trieb jetzt mit niedriger Geschwindigkeit auf die Spitze der Bucht zu, wo er offensichtlich erwartet wurde. Das Boot legte an. Der Mann sprang heraus und zog den Bug aufs Trockene. Valentina war zu weit weg, um zu verstehen zu können, was der Mann in dem Boot mit Philomon Iandroff besprach. Dass es sich um den Sohn des intergalaktischen Finanzmagnaten handelte, war unverkennbar. Seine zur Fülligkeit neigende Figur war jetzt im Licht des Mondes gut zu erkennen.

Sie haben mich anscheinend nicht bemerkt, dachte Valentina und überlegte kurz, ob sie sich zu erkennen geben sollte. Sie sah, dass der Mann aus dem Boot Philomon eine flache, etwa buchgroße Schachtel übergab.

Sie entschloss sich, möglichst unerkannt zu bleiben. Zum einen, weil sie jetzt immer mehr Gesprächsfetzen aufschnappen konnte und begriff, dass eine zwar nicht lautstarke aber dennoch heftig geführte Auseinandersetzung zwischen Philomon und dem Unbekannten

stattfand. Zum anderen, weil sich auf einmal eine dritte Stimme in die Diskussion einmischte.

Es war unmöglich näher heranzukommen. Trotzdem wusste Valentina sofort, dass es sich bei der dritten Person, die im Schatten der Büsche saß und die sie deshalb bisher nicht gesehen hatte, nur um Gundi handeln konnte.

Der Strand in der Bucht war in Mondlicht gebadet. Es war unmöglich, hier im seichten Wasser an Land zu gehen, ohne von den dreien bemerkt zu werden. Valentina schwamm einen Bogen um die Spitze der Bucht. Hier wucherten die Büsche teilweise bis ans Wasser, noch ein Stück weiter wurde die künstliche Küstenlinie von langsam ansteigenden Felsen gebildet.

Erst als sie in der Deckung der Büsche aus dem Wasser kletterte, wurde Valentina wieder bewusst, dass sie nicht nur klatschnass, sondern auch splitterfasernackt war. Sie wunderte sich, dass weder Philomon noch Gundi ihre wild über die Düne verstreute Kleidung aufgefallen waren. Also war nicht nur der leise zu ihr herübertönende Streit ein guter Grund, sich im wahrsten Sinne des Wortes bedeckt zu halten.

Vorsichtig, sorgfältig darauf bedacht keinerlei Geräusche zu machen, kletterte sie auf der teils felsigen, teils erdbedeckten Anhöhe nach oben und bog einige Zweige beiseite. Die drei Personen standen im Schatten und auch das kaum aus dem Wasser gezogene Boot war nur schlecht zu erkennen.

»Dann musst du spätestens um sechs noch mal kommen …«, sagte Philomon gerade. Er klang deutlich verärgert. »Aber beeil dich, wir wollen morgen früh los!«

»Kannst du mir nicht …«, sagte der Unbekannte, wurde aber von einer unwirschen Geste Philomons unterbrochen. »Hast du Seetang in den Ohren. Ich sagte bereits nein und dabei bleibt es! Mein Vater würde mir den Kopf abreißen. Gezahlt wird erst, wenn alles komplett ist …«

»Gut, gut«, versuchte der Fremde den jungen Iandroff zu beruhigen.

Valentina staunte, so energisch hatte sie den schweigsamen und eher schüchtern wirkenden Sohn des Finanzmagnaten bisher nicht erlebt. Der Unbekannte schob das Boot wieder ins Wasser. Als er sich aufrichtete, um hineinzusteigen, fiel für einen Augenblick das Licht des Mondes auf sein Gesicht, bevor er sich grußlos von Philomon und Gundi abwandte, den leise schnurrenden Elektromotor startete und sich langsam aus der Bucht entfernte.

»Ich will noch schwimmen …«, sagte Gundi in diesem Moment mit einem nöligen Unterton in der Stimme.

»Bist du verrückt. Es ist mitten in der Nacht«, schimpfte Philomon. Gleichzeitig versuchte er sie am Handgelenk zu packen. Doch mit einer schnellen Drehung entwand sie sich seinem Griff.

»Na und!«, maulte sie. »Es ist schön …«

»Ja, klar, du Idiotin! Um diese Zeit ist sicherlich der Hai-Blocker

ausgeschaltet. Als Fischfutter nützt du uns nichts.« Jetzt erwischte er ihr Handgelenk und zog sie hinter sich her. Sie entfernten sich auf einem schmalen Pfad, der abseits des Weges verlief, den Valentina zur Bucht genommen hatte. Sie hörte noch eine Zeitlang Gundis Proteste, dann war wieder alles still. Das Elektroboot war längst außer Sichtweite. Hastig lief Valentina zu der Stelle, wo sie sich ihrer Kleidung entledigt hatte und schlich wieder ins Haus zurück.

Es war Philomons letzte Bemerkung über den ausgeschalteten Hai-Blocker, der sie nachträglich erschauern ließ. Sie fragte sich aber auch, was das für eine seltsame Begegnung gewesen war, die sie beobachtet hatte. Wer war der Fremde in dem Boot?

Doch kaum hatte sie sich wieder ins Bett gelegt, sank sie, obwohl sie nun mehr Fragen als zuvor beschäftigten, in einen tiefen, festen, traumlosen Schlaf.



Es war die Dummheit der Eindringlinge, die sie wenige Stunden später kurz nach Sonnenaufgang hochschrecken ließ. Eine kühle Brise wehte über sie hinweg und ließ sie unwillkürlich frösteln. Als sie die Augen öffnete, sah sie sofort, was nicht stimmte. Einer der Fensterflügel stand sperrangelweit offen. Aufgedrückt vom frühmorgendlichen Wind, der für kurze Zeit Abkühlung brachte. Das Fenster war gekippt gewesen. Jemand war also, während sie schlief, in das Zimmer geklettert und hatte, als er es wieder verließ, einfach nur zugezogen, ohne die Verriegelung auf die ursprüngliche Position zurückzudrehen, was vielleicht von außen auch nicht gerade einfach war.

Mit einem Schlag war sie hellwach und sprang aus dem Bett. Hektisch durchwühlte sie die wenigen Sachen, mit denen sie angereist war, aber es fehlte nichts.

Vor dem Schlafen hatte sie noch die Ringe von den Fingern gezogen und auf das Nachttischchen gelegt. Auch sie waren noch vollständig. Im Grunde wären sie aber auch kein lohnendes Diebesgut gewesen, schließlich hatte sie auf besonders wertvolle Stücke verzichtet. Nachdenklich streifte sie die Ringe über.

Beinahe wäre es ihr nicht aufgefallen. Doch jetzt befand sie sich in einem Zustand aus Verärgerung und Anspannung. Ausgerechnet ihren Lieblingsring hatte der Einbrecher präpariert. Der Ring, den sie so gut wie immer trug, egal in welcher Rolle sie auftrat. Ein schmaler Reif aus Weißgold mit einem in Platin gefassten, schlichten schwarzen Stein in Diamantschliff.

Wer auch immer bei ihr eingestiegen war, hatte nichts mitgenommen, sondern etwas dagelassen.



Der kleinwüchsige J'ebeem mit dem zerknitterten Gesicht hob die Eisenstange und schlug sie gegen die Gitterstangen des Käfigs. Runde zwei begann. Während der Pause hatte sich Minslow durch die aufgewühlte Menge des Publikums bis zum Ring gedrängt und versucht, Dana mit seiner hohen Stimme Mut zuzusprechen. Das Getöse der Zuschauer, die die erste Runde lautstark diskutierten, zwang ihn dazu, den allgemeinen Lärmpegel zu übertönen. Mit dem Resultat, dass das piepsige Stimmchen des Eunuchen immer wieder ins Schrille, Hysterische umkippte. Es mochte gut gemeint gewesen sein, aber seine Absicht, in der kurzen Pause Danas angeschlagenes Selbstbewusstsein wieder aufzubauen, bewirkte genau das Gegenteil.

Kaum ertönte das Scheppern, sprang Dana hoch. Sie war froh, den Ermunterungen des Kastraten zu entkommen. Breg Suntron dachte nicht daran aufzustehen, sondern musterte mit halbgesenktem Kopf seine Gegnerin aus seiner Ecke heraus. Es war ihr klar, dass er diesmal darauf wartete, dass sie die Initiative ergriff. Die simple, aber dennoch wirkungsvolle Dramaturgie, die der Hüne dem Kampf aufdrückte, nötigte Dana Respekt ab.

Jedes Mal erwischte sie dieser Kerl auf dem falschen Fuß. Und sie sah seinen finsteren, unter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen an, dass er sich dieser Tatsache sehr wohl bewusst war.

Selbst wenn er mich dazu auffordert, ihn anzugreifen, behält er das Heft in der Hand!

Dana befürchtete, dass ihr umgekehrt ihre Ratlosigkeit anzumerken war.

Anstatt die Pause zu nutzen und sich eine halbwegs Erfolg versprechende Strategie zu überlegen, hatte sie Minslows Gekreische gelauscht. Aber selbst wenn es ihr unter dem Eindruck von Suntrons Angriffen, Finten und Showeinlagen während der ersten Runde gelungen wäre, sich ein Konzept zurechtzulegen, hätte dies in einer Verteidigungsstrategie bestanden.

Das Publikum wurde unruhig. Die anfängliche Stille, die zu Beginn der zweiten Runde eingekehrt war, wurde von wütenden Pfiffen und anstachelnden Rufen durchbrochen. Die Leute wollten die Kämpfer in Aktion sehen und nicht ein quälend langes sich gegenseitig Belauern. Trotzdem dachte Dana nicht daran, die plumpe Einladung zu ihrem Verderben anzunehmen.

Er will, dass ich ihn attackiere. Doch was passiert, wenn ich passiv bleibe …

Die Antwort lag auf der Hand. Irgendwann würde er handeln müssen – und er würde wütend sein. Schließlich ließ sie gerade seine Strategie ins Leere laufen. Eine alte Kendo-Weisheit fiel ihr ein: *Wer wütend ist, verliert seinen Kopf …*

Das war im Zusammenhang mit Schwertkämpfen durchaus wörtlich gemeint. Zum ersten Mal, seit dieser fatale Kampf in dem Stahlkäfig begonnen hatte, stahl sich die Andeutung eines Lächelns auf Danas Gesicht. Vielleicht konnte ihr die Weisheit, die der altjapanischen Kampfkunst zugrunde lag, ja doch weiterhelfen.

Die vereinzelten, heiseren Wutschreie im Publikum steigerten sich zu einem hasserfüllten, aufgepeitschtem Toben. Hätten die Leute Stangen gehabt, sie würden damit durch die Gitterstäbe stochern, um die Kontrahenten so lange bis aufs Blut zu reizen, bis sie den ungleichen Kampf wieder aufnahmen.

Jetzt wird er nervös. Er versucht, es sich nicht anmerken zu lassen. Aber er spürt den Druck, etwas tun zu müssen …

Sie fixierten sich mit starren Blicken und auf einmal begriff sogar die aufgewühlte Mehrheit des Publikums, dass sich die Auseinandersetzung während dieser zweite Runde des Kampfes auf einer mentalen und einer psychologischen Ebene abspielte. Wie auf ein geheimes Kommando ebbte der Lärm ab und wich einer atemlosen, gespannten Erwartung.

Langsam erhob sich Breg Suntron in dieser Stille, so als hätte er nur darauf gewartet. Aber diesmal wusste Dana es besser. Die Masse der Zuschauer mochte sich zwar von seiner Bewegung täuschen lassen, für sie mochte sein raubtierhaftes Anschleichen Souveränität ausstrahlen, für sie mochte Suntron noch immer den Kampf bis in die kleinste Kleinigkeit diktieren. Doch dem war nicht so. Sie wusste es und sie wusste, dass er es wusste.

Bilde dir bloß nichts darauf ein, dass du jetzt mental das Ruder herumgerissen hast, warnte sie ihre innere Stimme.

Es mochten bereits ein, zwei Minuten verstrichen sein, seit die zweite Runde begonnen hatte und noch hatte keine einzige Aktion stattgefunden. Die quälende Erstarrung der derzeitigen Kampfphase war das exakte Gegenteil zu der ungeheuren Dynamik der ersten Runde.

Behalte das Shinai in der Hand und bestimme den Moment seiner *Aktion!*

Viel Zeit blieb ihr nicht.

So oder so musste sein Angriff in den nächsten Augenblicken erfolgen. Als ob ihr Schweiß ins Auge gelaufen sei, zwinkerte Dana ein paar Mal und ließ ihren Blick zur Seite gleiten.

Es war, als hätte Breg Suntron auf genau dieses Signal gewartet. Wie ein Stier stürmte er auf Dana los. Doch in diesem Augenblick geschah etwas, womit niemand gerechnet hatte, womit niemand hatte rechnen können. Suntron nicht, Dana nicht, selbst das Publikum wurde davon überrascht. Während Dana mit einer minimalen Bewegung von nur wenigen Zentimetern der wütenden Attacke des Kolosses auswich, sah sie aus den Augenwinkeln hinter den Zuschauern eine Bewegung.

Durch das geöffnete Schott trat eine monströse, Furcht erregende Gestalt, gegen die selbst ein Koloss wie Breg Suntron harmlos und zerbrechlich wirkte.

Eine Morax drängte in den Saal und zog von einem Moment zum nächsten alle Aufmerksamkeit auf sich. So bekam fast niemand mit, dass Suntron sich ablenken ließ – Dana nicht!

Erst als ein gellendes »KIAI!« aus ihrer Kehle brach, schnellten die Köpfe wieder zum Ring. Nur wenige sahen den blitzartig geführten

Tsuki, einen punktgenau ausgeführten Schlag gegen Suntrons Kehle, aber jeder bekam die Wirkung mit.

Breg Suntron erstarrte, als habe man seinen Körper schockgefrostet. Ein ersticktes Röcheln entwich wie ein zittriger Geigenton seinen halb geöffneten Lippen. Dann sackte sein massiger Leib in die Knie. Er wirkte dabei wie ein alter Turm, der mit einer präzise ausgeführten Sprengung in sich zusammenbrach. Schließlich kippte er mit einem donnernden Krachen vornüber auf den Ringboden.

Das laute gutturale Dröhnen, das die Morax in diesem Moment ausstieß, konnte alles mögliche bedeuten. Im Zusammenhang mit dem Sieg über einen als unbesiegbar geltenden Getreuen Milan D'aertes schien es eine Form anerkennenden Grunzens auszudrücken.

Noch war die doppelte Überraschung zu groß, als dass sich den versammelten Sklaven bereits alle Konsequenzen erschlossen hätten. Mit offenen Mündern flogen ihre Blicke zwischen dem gefällten Suntron und der Morax hin und her. Niemand wusste, wie er sich verhalten sollte. Die unbeschränkte Macht der Herren dieses Schiffes erfüllte sie mit Furcht. Eine Furcht, die selbst jemandem wie Milan D'aerte anzusehen war.

Nur Dana schien unbeeindruckt zu sein. Sie kniete sich neben den Ohnmächtigen und befühlte seinen Hals. Sie ertastete einen kaum spürbaren Pulsschlag und atmete erleichtert auf. Es war nicht ihre Absicht gewesen, den Hünen zu töten, obwohl der Schlag bei einem normalen Menschen leicht hätte tödlich sein können. Aber Breg Suntron war ein J'ebeem, zu deren physiologischen Besonderheiten im Unterschied zu den Menschen gehörte, dass viele Organe zweimal vorhanden waren.

Nur ihr Gehirn ist weder doppelt so groß, noch zweimal so leistungsstark wie bei uns …

Und Suntron war für die Verhältnisse von J'ebeem wie Menschen gleichermaßen ein ungewöhnlich massiges, großes Exemplar. Die Wucht ihres Tsukis war demnach angemessen gewesen. Dana stand wieder auf. Ihr Gegner würde überleben und schon bald wieder aus seiner Bewusstlosigkeit erwachen. Ratternd hob sich der Käfig. Dana sah, dass sich Milan D'aerte durch die Sitzreihen zwängte und zu der Morax trat.

Es war nicht zu verstehen, was der gegen den Weltraumbarbaren winzig wirkende Sklavenführer mit der Morax zu besprechen hatte, wobei sich das Gespräch auf D'aertes Seite auf Kopfnicken und kurze Antworten beschränkte. Immer wieder spürte Dana, wie die Blicke der Morax wie auch D'aertes zu ihr herüberschweiften und sie fixierten.

*

Das weiße Licht, das ihn umhüllte, war das Einzige, was an die vielen Berichte erinnerte, die über jenen Übergang zwischen Leben und Tod, zwischen Diesseits und Jenseits seit altersher erzählt wurden. Der

lange, tunnelartige Gang mit dem strahlenden Licht am Ende gehörte sicherlich zu den eindringlichsten und zugleich populärsten Bildern, mit denen die Nahtoderfahrung beschrieben wurde. Von Menschen, die auf der Schwelle standen und doch wieder ins Leben zurückgerufen werden konnten.

Trotz seiner langjährigen Ausbildung als Christophorer, die naturgemäß auch viele religiöse und theologische Aspekte einschloss, gab es bei Bruder William eine verborgene Seite, die keiner – wirklich niemand außer ihm selbst – kannte. Weder seine Familie, noch seine ehemaligen Lehrer, auch Rana Quaid nicht, mit der er ansonsten ziemlich viel teilte. All die von den Betroffenen sicherlich sehr ernst gemeinten Schilderungen, die auf den angeblichen Nahtoderfahrungen beruhten, lösten in ihm einen Reflex aus, der – würde er ihm nachgegeben – ein Grinsen auf sein Gesicht gezaubert hätten.

Es mochte wohl eine bei vielen Menschen ähnliche Erfahrung sein, aber wenn sie den Fängen des Todes wieder entrissen wurden, schilderten sie ihre Erlebnisse mit der Sprache und dem Denken der Lebenden. Wie schwierig es war, etwas ganz Unbekanntes und doch Allgemeingültiges und Alltägliches wie den Eintritt in den Tod und das, was sich in diesem Moment ereignete, zu beschreiben, machte er sich an einem anderen, leichteren Beispiel deutlich.

Fast jeder kennt es, wenn er morgens nach einem lebhaften Traum aufwacht und versucht, sich diese zugleich fremde und vertraute, phantastische Welt ins Tagesbewusstsein zu rufen und Worte dafür zu finden. Es wird immer Stückwerk bleiben. Man wird immer das Gefühl zurückbehalten, Wichtiges vielleicht sogar das Wesentliche des Traumes vergessen zu haben. Möglich, dass das Wort »vergessen« in diesem Zusammenhang unpräzise ist. Man weiß nur, dass einem da etwas unwiederbringlich durch die Finger geglitten ist.

Zu den berühmten Nahtoderfahrungen, von denen Bruder William berichtet worden war, zählte auch das Gefühl, dass sich die Seele aus dem Körper löste und eine Zeitlang über dem eigenen Leib schwebte, bevor sie sich auf den Weg durch den Tunnel machte, dem Licht entgegen.

Das, was Bruder William in diesem Moment durchmachte, erinnerte nur oberflächlich an derartige Schilderungen. Er war aus seinem Körper herausgetreten. Und es gab ein weißes Licht. Doch hier endeten schon die Gemeinsamkeiten. Bruder William ahnte, dass ihm sein überreiztes Gehirn einen Streich spielte. Dass all die Informations- und Wissensflut, die im Verlauf der Jahrzehnte durch seine Wahrnehmung in sein Gedächtnis gesickert war, nicht ausreichte, das, was gerade tatsächlich geschah, mit entsprechenden Bildern auszukleiden.

Das, was geschah, ereignete sich auf der Grundlage einer geistig unendlich höheren Entwicklungsstufe. Seine Fassungslosigkeit, die in ihrer Verzweiflung auf bekannte Muster zurückgriff, wäre mit dem Unverständnis vergleichbar, das ein Neolith nach einem Zeitsprung von mehreren zehntausend Jahren angesichts der modernen Raumfahrt

empfinden würde.

Das Licht badete ihn.

Es fühlte sich nicht schlecht an. Obwohl die glitzernden Strahlen ihn wie eine Häckselmaschine zerteilt hatten. Er war von dem Licht in dünne Scheiben geschnitten worden. Jede war ein vollständiges Exemplar von ihm. Er existierte in dieser x-fachen Vervielfältigung wie sein eigenes Volk. Unüberschaubar, wuselig und jedes Ich besaß den gleichen Überblick, das gleiche Bewusstsein, war auf exakt dem gleichen Stand der Dinge wie alle anderen ringsherum. Und dazwischen das pulsierende grelle Licht, das immer weiter und immer mehr Exemplare aus ihm herausspaltete.

Gleichzeitig mochte er in Wirklichkeit zerschmettert und unrettbar verloren im Buchstabenlabyrinth der Toten Götter liegen. Atomisiert, aber noch nicht tot.

Das kann nicht das Jenseits sein! Ein Gedanke gedacht von unzähligen Gehirnen, die nur über ein singuläres Bewusstsein verfügten: seins.

War das seine Prüfung?

Sein persönliches Fegefeuer, das seine Seele reinigen sollte? Fand gleichzeitig das jüngste Gericht statt, bei dem seine Sünden aufgewogen würden und leichter sein müssten als eine Flaumfeder aus dem Flügel eines Engels? Oder bereitete sich seine seelische Energie gerade auf den großen Kreislauf aus Leben, Tod und Wiedergeburt vor? Dann müsste das Licht ihn in noch viel kleinere Stücke zerteilen. Denn noch klammerte sich sein Ego an jede winzige Faser und formte sie zu seiner unverwechselbaren Persönlichkeit.

Wiedergeburt funktioniert nur nach der Auslöschung des Ichs, dozierte die Heerschar an Williams altklug und alle nickten synchron.

Seltsamerweise empfand er keine Furcht. Der Gedanke, dass er gerade starb, besaß nichts Schreckliches. Aber hatten die insgeheim gelegentlich belächelten Berichte von Nahtoderfahrungen nicht genau das *auch* festgehalten? Es gab keine Furcht! Also stimmte es doch … Insgeheim hatte er ja in einem versteckten Winkel seines Denkens die ganze Zeit widersprochen:

Er war nicht tot. Er lag nicht zerschmettert auf einem unbekannten, atmosphärelosen Planeten, in derart viele kleine Teile gesprengt, dass es den Kameraden von der STERNENFAUST II unmöglich sein würde, irgendetwas als sterblichen Überrest zu bergen und nach Hause, in die alte Heimat, zur Erde zurückzubringen.

Das war der Zweifel.

Auf einmal gab es doch ein zutiefst verstörendes Gefühl. Sollte er Unrecht haben mit seinem Zweifel, dann lebte er tatsächlich nicht mehr. Dann würden schon bald eine Reihe Menschen um ihn trauern. Plötzlich fühlte er, wie seine Wangen feucht wurden. Tränen flossen aus seinen Augen, ohne dass er eine Chance gehabt hätte, ihnen Einhalt zu gebieten.

Verdammte Meteoritenkacke! Das gibt es doch nicht!, fluchte er in Gedanken. *Ich trauere hier um mich selbst … Der einsame Gipfel des*

Egoismus!

»Moment mal!«, flüsterte er laut. »Meteoritenkacke? Was ist das für ein bizarrer Ausdruck? So was habe ich zu meinen Lebzeiten nie gesagt!«

Seine Ohren funktionierten perfekt. Den absurden Fluch jedoch hatte gerade der Shuttle-Pilot Jorge Lugones ausgestoßen.

Mit einem Schlag war eine Weltbevölkerung aus geklonten Christophorern namens William verschwunden und statt eines alles durchdringenden weißen Lichts starrten sie durch die Bugfenster des Shuttle in die konzentrierte Strahlung einer Sonne, der sie rasch entgegenflogen.

Noch bevor Stephan van Deyk dazu kam, einen Kurswechsel zu befehlen, drückte Lugones die Nase des Shuttles nach unten. Aber wenn man sich die Welt genau ansah, konnte man schon ins Grübeln geraten, wo hier überhaupt unten und oben war. Es gab nur eine Mitte und ein Drumherum.

*

Die Stimme aus dem Lautsprecher des Bergstrom-Funkgeräts klang ein wenig hohl. So als spreche man in einen großen Stahlkessel hinein. Aber sie war laut und deutlich zu verstehen.

»Hallo, hört mich jemand. Funktioniert dieses Mistding hier?«

»Der Commander!«, schrie Susan Jamil mit sich überschlagender Stimme. Er hörte sich zwar seltsam an, aber eindeutig nicht so, als käme sein Funkspruch aus dem Jenseits.

»Ich höre Sie laut und deutlich, Commander«, antwortete sie.

»Ausgezeichnet«, sagte van Deyk. »Im Gegensatz zur Hohlwelt I funktioniert hier der Funkverkehr mit der Welt außerhalb …«

»Was ist geschehen?«, fragte Lieutenant Commander Mutawesi, der während van Deyks Abwesenheit das Kommando über die STERNENFAUST II innehatte. Er wagte nicht auszusprechen, dass er und alle anderen an Bord der STERNENFAUST vor wenigen Sekunden noch davon überzeugt gewesen waren, dass es das Shuttle bei seinem Aufprall auf den geheimnisvollen Planeten zerfetzt hatte.

»Was wohl?«, erwiderte van Deyk. »Wir sind drin … Aber fragen Sie jetzt nicht, wie uns das gelungen ist. Nicht nur in dem Punkt, dass wir uns per Bergstrom-Funk verständigen können, unterscheiden sich Hohlwelt I von II. Auch was den Zugang anbelangt. Es gibt hier nämlich nichts, was in herkömmlichem Sinne wie eine Schleuse funktioniert. Also fragen Sie nicht, wie wir da reingekommen sind …«

Dr. Gardikov stürmte auf die Brücke. Sie trug ihren Notfallkoffer. Doch die Schockstarre, die Rana Quaid beim vermeintlichen Aufprall des Shuttles erlitten hatte, löste sich gerade wieder auf.

*

»Also fragen Sie nicht, wie wir da rein gekommen sind …« Van Deyk beendete das Gespräch mit Susan Jamil. Keiner von ihnen sprach es offen aus. Und so lange sie sich nicht untereinander über das weitere Vorgehen und Verhalten abgesprochen hatten, gab es keinen Grund, die auf der Hand liegende Frage mit den Besatzungsmitgliedern der STERNENFAUST zu diskutieren.

Und vor allem fragen Sie nicht, wie wir hier wieder rauskommen …

Der Spalt, der sich beim Absturz des Shuttles in der Polregion geöffnet hatte, war nicht der Eingang in die Hohlwelt gewesen. Beides – die Frage nach einer Möglichkeit, diese Innenwelt wieder zu verlassen, wie auch der unbegreifliche Wechsel von außen nach innen, der ihnen aufgezwungen worden war, rangierten auf der Skala der ungelösten Probleme ganz oben.

»Wenn wir uns jetzt schon mal in dieser tückischen Falle befinden«, sagte van Deyk leise, »können wir auch die Aufgaben erledigen, die vorgesehen waren …«

»Das war so nicht geplant gewesen«, erwiderte Jorge Lugones.

»Es ist dringend erforderlich, dass wir uns orientieren«, sagte van Deyk, »bevor wir eine Entscheidung treffen, wie wir weiter vorgehen!«

»Wir müssen das Geschehene akzeptieren«, stimmte Bruder William zu. »Die Technologie der Toten Götter liegt so weit außerhalb unserer Verständnismöglichkeiten, dass wir gut daran tun, sie möglichst selten herauszufordern …«

»Wie meinen Sie das, Bruder William?«, fragte der Pilot.

»Sie haben es am eigenen Leib erlebt, Jorge«, antwortete William. »Wir haben die Kontrolle über die Landefähre verloren und wurden regelrecht ins Innere dieser Welt gesaugt, wobei wir keine mechanische Schleuse oder einen ähnlichen Übergang durchflogen haben, sondern durch eine scheinbar undurchdringliche und wahrscheinlich viele Kilometer dicke Schicht von massivem Gestein gepresst wurden, als seien wir eine Flüssigkeit, die durch ein Sieb geschüttet wird.«

»Ich kann nur spekulieren«, ergänzte van Deyk, »aber es kam mir so vor, als würde die atomare Struktur unseres Shuttles und damit auch von uns selbst durch das Netz der planetaren Materie der Hohlwelt hindurchgepresst …«

»Vielleicht sogar im subatomaren Bereich«, sagte William. »Wir wissen, dass sich in diesen Größenordnungen der Zustand der Partikel ständig verändert, von der Welle zum Teilchen und umgekehrt … und dass hier in Relation mehr Platz, mehr leerer Raum vorhanden ist, als im Universum.«

»Dann ist die Hülle dieser Welt an einigen Stellen so etwas wie eine semipermeable Schicht«, folgerte Lugones.

»Im Grunde ist es egal, wie wir es bezeichnen«, sagte van Deyk.

»Entscheidend wird sein, ob der Weg nur eine Einbahnstraße ist oder auch in die andere Richtung funktioniert.«

Der heikle Punkt war ausgesprochen. Sie schwiegen und starrten

nachdenklich aus den Bugfenstern des Shuttles, das in verhältnismäßig geringem Tempo über eine zunehmend grünere Landschaft glitt.

»Ich denke, die Tatsache, dass wir mit dem Bergstrom-Funk Kontakt nach außen aufnehmen können, zeigt uns, dass immerhin überhaupt etwas nach außen dringen kann. Das sollte uns optimistisch stimmen«, sagte Bruder William und lächelte den Piloten an, obwohl ihm überhaupt nicht danach zumute war, die Angelegenheit auf die leichte Schulter zu nehmen.

Die Erfahrungen beim Übergang von außen nach innen waren von einer Intensität und Heftigkeit gewesen, dass sie nicht unbedingt nach Wiederholung schrien. Aber wenn sie diesen Ort irgendwann wieder verlassen wollten, vorausgesetzt es ging überhaupt, dann würde ihnen nichts anderes übrig bleiben, als ihre Seelen erneut dem subatomaren Grill auszusetzen.

»Also sind wir uns einig«, knurrte van Deyk. »Lieutenant Jamil kann ruhig mal eine andere Stimme hören, Bruder William. Teilen Sie der STERNENFAUST unsere Entscheidung mit. Und danach setzen Sie diesen Apparat in Gang, den Ihnen Lieutenant Jefferson mitgegeben hat. Ich bin doch zu gespannt, ob wir hier eine Spur dieser verdammten Weltraum-Barbaren finden können, die unseren Captain entführt haben …«

*

Dana nutzte die Gelegenheit, die Morax ausführlich in Augenschein zu nehmen. Diese Wesen waren selbst für sie, die schon mit den unterschiedlichsten Spezies von mitunter bizarrem Aussehen zu tun hatte, von auserlesener Hässlichkeit. Die riesigen, insektoiden Gestalten der Mantiden wirkten für Dana gegenüber den Morax als fragile Geschöpfe voller Anmut. Selbst die nicht gerade als hübsch angesehenen Kridan schnitten im Vergleich mit den Weltraumbarbaren besser ab. Sie strahlten im Gegensatz zu den Morax zumindest eine distanzierte, überlegene Intelligenz aus. Doch die tumbe, grobschlächtige Art der brutalen Herrscher über die GRALASH und ihre Sklavengesellschaft war *das* Hauptproblem im Umgang mit und im Verständnis für die Morax.

Es hatte sich als unbedingt tödlich herausgestellt, sie zu unterschätzen. Sie wirkten wegen ihres affenähnlichen Aussehens, als könnten sie nicht bis drei zählen. Aber ihre Herrschaft und ihre Überlegenheit beruhte nicht nur auf roher Gewalt, rigider Unterdrückung und einem unerbittlichen System aus Hierarchie und Überwachung.

Allein um solch ein System funktionstüchtig zu halten, bedurfte es einer kalten und in ihrem Bereich auch überragenden Form von Intelligenz.

Alles an ihnen wirkte auf den ersten Blick archaisch und primitiv. Selbst im Vergleich mit ihrer grob geschnittenen und wenig

phantasievollen Kleidung mit der von irdischen Steinzeitmenschen mochten die Neandertaler auf der Erde die raffinierteren Schneider gewesen sein. Aber wo waren die Neandertaler heute? Und wo die Morax?

Die Zuschauer hatten den Saal rasch und so lautlos und unauffällig wie möglich verlassen. Nur D'aerte stand noch nahe dem Eingang und nahm die Befehle der Morax entgegen. Dana hatte sich zusammen mit Bran Larson und Minslow ans andere Ende zurückgezogen. Vier Männer aus D'aertes Gefolge hatten den ohnmächtigen Breg Suntron fortgeschleppt, der genau zu dem Zeitpunkt wieder das Bewusstsein zurückerlangte, als er an der Morax vorbeigetragen wurde. Der beachtete ihn nicht weiter. Aber Dana konnte genau sehen, dass Suntron Mühe hatte, nicht ein zweites Mal in Ohnmacht zu fallen.

Eine kurze Bewegung von Milan D'aerte und der Eunuch setzte hektisch seine Fettmassen in Bewegung.

Bevor er seinen Besitzer erreichte, wandte sich die wuchtige Gestalt der Weltraumbarbarin ab und verließ den Raum. Mehrfach nickte Minslow ergeben zu dem, was ihm D'aerte sagte. Dann verließ auch der Sklavenführer die Kampfstätte.

»Du bist ab sofort von allen bisherigen Arbeiten freigestellt«, verkündete Minslow mit sich überschlagener Piepsstimme.

»Muss ich jetzt etwa Suntrons Aufgaben übernehmen?« Dana packte ein leichtes Entsetzen bei der Vorstellung zu Milan D'aertes *Rechter Hand* geadelt zu werden.

»Nein. Die versieht Breg Suntron nach wie vor, sobald er sich erholt hat. In der Zwischenzeit muss D'aerte mit besonders harter Hand durchgreifen, damit niemand es wagt, gegen seine Befehle aufzubegehren …«

»Das heißt, ich kann gehen …«, sagte Dana und streifte Larson mit einem Seitenblick.

Der Eunuch schüttelte die Lagen seines Doppelkinns und starrte Dana entgeistert an.

»War nur ein Witz«, erwiderte Dana.

»Koggru, das ist der oberste Schamane an Bord der GRALASH, benötigt einen eigenen Boten«, erklärte Minslow. »Das ist ab sofort deine Aufgabe.«

Dana blickte den Eunuchen verständnislos an.

»Eine ehrenvolle Aufgabe. Im Grunde ist sie fast gleichrangig mit der Funktion von Milan D'aerte …«

»Fast.«

»Fast. Denn du verfügst über keine eigene Hausmacht. Keine Diener, keine Leibsklaven, keine Wachen, keine Assistenten, keine Eunuchen …«

»Wie wär's mit dir?«, fragte Dana und sah Minslow provozierend an.

»Ich gehöre D'aerte«, wehrte der Kastrat entsetzt ab.

»Auch das war nur ein Scherz«, sagte Dana. »Aber es ist unrichtig anzunehmen, ich würde über keinerlei Hausmacht verfügen …«

Jetzt starrte sie der Eunuch fragend an.

Dana wies auf Bran Larson. »Darf ich vorstellen, Bran Larson, mein Assistent und Berater in allen Fragen. Er vertritt mich immer dann, wenn ich Botengänge zu erledigen habe. Du wirst Hergon Lakiv mitteilen, dass wir nicht mehr zu seiner Gruppe gehören. Dann suchst du uns einen unserer neuen Stellung angemessenen Schlafplatz, an dem wir nicht von anderen gestört werden. Aber zuerst erklärst du mir, was es mit dem Botenjob auf sich hat.«

Ohne Widerspruch stimmte Minslow den veränderten Verhältnissen zu und begann die neuen Aufgaben zu erläutern.

*

Vor der Befestigungsanlage des Tempelbezirks befanden sich Felder, einige Häuser und Hütten sowie umzäunte Wiesen, auf denen in Friedenszeiten Rogs, Meiler und Wenschels gehalten wurden. Am Waldrand befanden sich eine Reihe von Gärten, Keller, zusätzliche Wirtschaftsgebäude wie Scheunen und Ställe. Normalerweise herrschte hier ein geschäftiges Treiben, ein ständiges Kommen und Gehen. Jetzt wirkte das ganze Gelände wie ausgestorben, da man alle Tiere über die Zugbrücken hinter die Mauern getrieben hatte. Auch alle Bauern und Feldarbeiter, die sonst hier lebten und arbeiteten, hatten sich mit ihrer beweglichen Habe in Sicherheit gebracht. Innerhalb der Tempelstadt herrschte jetzt eine drangvolle Enge wie zu Zeiten des Affenfestes oder wenn Markt abgehalten wurde.

So gut es ging, waren in aller Hast die Früchte in den Gärten gepflückt und die Felder abgeerntet worden. Schließlich wollte man dem anrückenden Heer des Eroberers Malachenko so wenig wie möglich überlassen. Da die umliegenden Urwälder jedoch genug Nahrungsangebote bereithielten, konnte diese Maßnahme den Truppen des Fürsten nicht ernsthaft schaden. Zu reich war das Angebot an Wild, das gejagt werden konnte, zu üppig und abwechslungsreich die in dieser Region wachsenden Wildbeeren und -früchte. Diese Maßnahme verschaffte den Eingeschlossenen lediglich etwas mehr Zeit.

Während die Truppen des Feindes in gebührendem Abstand um die Mauern ihr Lager aufschlugen, fanden langwierige Diskussionen zwischen Rigbalton, Kanturiol und dem Dreierrat statt.

Stundenlang beobachtete Kanturiol den Aufbau des Lagers mit einem Instrument, das er während der Untersuchungen in Prinz Lamfars Gemächern gefunden hatte. Zwei verschieden große Linsen auf einem Stab, die sich auf einer Schiene verschieben ließen, rückten alles, was weiter entfernt war, so nahe vors Auge, dass man meinte, man könne danach greifen. Der Stab steckte in einer dunklen Röhre. Doch so intensiv der Deserteur seine ehemaligen Truppen auch beobachtete, Odira bekam er nicht zu sehen.

Gut möglich, dass sie bei der Überwachung des Nachschubs eingesetzt wurde …

Ein junger Mönch namens Hillprar war vom Rriarchgon, dem geistlichen Oberhaupt des Heiligtums, zum Sprecher des Dreierrats bestimmt worden. Zwar trafen der Rriarchgon und sein Stellvertreter alle Entscheidungen bei spirituellen und religiösen Fragen, ließen sie aber durch den jüngsten des Dreierrats, nämlich Hillprar, verkünden.

Wegen dieser umständlichen Konstellation zog sich die Debatte mittlerweile so lange hin, dass Kanturiol fürchtete, die Angreifer könnten unterdessen unumstößliche Tatsachen schaffen. Zwar war der Angriff entgegen Rigbaltons Vermutung nicht unmittelbar nach dem Verstummen der Kriegstrommeln erfolgt, aber dass er nicht mehr lange auf sich warten ließ, das war sicher.

Fürst Malachenko und General Wrogin tun nur so, als richteten sie sich auf eine lange Belagerung ein. Davon war Kanturiol überzeugt und er wusste, dass der Herzog ähnlich dachte. *Sie wiegen uns in Sicherheit. Und sobald unsere Aufmerksamkeit nachlässt, schlagen sie zu …*

»Ihr wisst, wie der Rriarchgon über die heiligen Bäume denkt«, sagte Hillprar mit der leichten Andeutung eines Kopfnickens in Richtung Kanturiol, während er dem Herzog eine tiefere Verbeugung gönnte.

»Das heißt, wir verrammeln all unsere Tore, füllen die Gräben randhoch mit Wasser, bemannen jeden Turm und jeden Abschnitt der Mauer mit Armbrust- und Katapultschützen und lassen derweil die Hintertür sperrangelweit offen, wohl wissend, dass unser Feind dank des Verrats von Odira über dieses Schlupfloch bestens Bescheid weiß …«, knurrte Kanturiol.

Er musste sich mühsam beherrschen, um den jungen Mönch nicht an den Schultern zu packen und so heftig zu schütteln, bis er endlich zur Vernunft käme.

Sinnvoller wäre es, sich den dummen Rriarchgon und seinen durchtriebenen Stellvertreter vorzunehmen und ihnen die unumstößlichen Tatsachen mit der Faust in die verbohrten Köpfe zu hämmern, dachte Kanturiol bitter.

Aber er wusste natürlich, dass das unmöglich war und dass er Hillprar Unrecht tat. Der junge Mönch war schließlich nur das Sprachrohr des Dreierrats, dem er zwar nominell angehörte, aber in dem er in Wirklichkeit nicht viel bewegen konnte.

Er ist der Sprecher und hat doch nichts zu sagen!

Rigbalton von Rauni legte beruhigend seine von langen Fellbüscheln überwucherte Hand auf Kanturiols Unterarm.

»Sagt dem Rriarchgon und seinem weisen Berater, dass wir die Bedenken des Dreierrats gehört und verstanden haben. Wir werden über das, was Ihr uns mitgeteilt habt, geschätzter Hillprar, sorgfältig nachdenken.«

Kanturiol schwieg voller Empörung. Exakt die gleichen Worte hatten sie jetzt schon unzählige Male ausgetauscht. Es schien sinnlos zu sein, noch weiter miteinander zu reden. Doch genau dies deutete der Herzog mit seiner Formulierung an. Kanturiol spürte, wie sich seine Wut allmählich auch auf ihn ausdehnte. So erzielten sie keinen Fortschritt.

Erst war es nur darum gegangen, dass nichts unternommen werden dürfe, um die heiligen Affen vom Heiligtum fernzuhalten.

Die Tatsache, dass sie längst von den Trommeln des Feindes vertrieben wurden, nimmt der Rriarchgon einfach nicht zur Kenntnis! Auch nicht, dass – falls wir eine Eroberung verhindern können, was unwahrscheinlich genug ist – die Luftbrücken über den Baumwipfeln schnell wieder errichten können. Sobald wieder Frieden herrscht …

Mittlerweile sprach der Dreierrat nicht mehr allein von Bäumen, sondern von *heiligen* Bäumen.

Kanturiol hatte den Herzog rasch davon überzeugen können, dass ihre einzige, minimale Chance darin bestand, die Bäume innerhalb des Tempelbezirks zu fällen, die am nächsten zu Mauer und Graben standen. Über sie spannten sich, unsichtbar vom Boden aus, oberhalb der Laubkrone, die Lianenbrücken, die den heiligen Affen zur Fortbewegung in luftiger Höhe dienten.

»Wenn man nur die drei, vier Bäume auf beiden Seiten des Heiligtums fällen würde, an denen sich die Verankerung der Lianenbrücken befinden, wäre dieser Weg abgeschnitten«, sagte Kanturiol wieder und wieder.

Es hatte anfänglich viel Mühe und ausdauernder Überredungskünste bedurft, um Rigbalton dazu zu bewegen, auf einen der Bäume zu klettern und sich selbst die Lage von oben anzusehen. Doch danach wandelte sich die anfängliche Skepsis des Herzogs ins Gegenteil. Das alles war kurz nach Prinz Lamfars Ermordung und Odiras Verschwinden geschehen. Und lange bevor sich Malachenkos Truppen ebenso lautstark wie eindrucksvoll der Tempelregion genähert hatten. Nun waren sie da und noch immer war nichts geschehen.

Es war zum Fellausreißen!

»Vielleicht«, fügte Rigbalton noch leise und überraschend hinzu, als der Mönch das Zimmer schon fast wieder verlassen hatte, »kommen wir bei unseren Überlegungen zu dem Schluss, dass wir uns über die Worte und Ansichten des Rriarchgon hinwegsetzen müssen. Und zwar um des Tempels, ihrer hier lebenden Bewohner und nicht zuletzt auch um das Wohlergehen des Dreierrats willen …«

Hillprar wirbelte in der Tür herum.

Sein Blick glitt in schneller Folge zwischen Kanturiol und dem Herzog hin und her. Seine Miene blieb starr und unverändert. Nur in seinen Augen blitzte es. Dann verbeugte er sich erneut.

»Nun, in diesem Fall will ich Euren Überlegungen unter keinen Umständen vorgreifen«, murmelte der Mönch und verzog seine Mundwinkel zu der Andeutung eines Lächelns. »Ich werde den Dreierrat erst davon in Kenntnis setzen, wenn Ihr *tatsächlich* zu diesen Schlussfolgerungen kommen solltet.«

»Siehst du, Söhnchen«, sagte der Herzog mit einem breiten Grinsen, nachdem Hillprar gegangen war, »er ist auf unserer Seite.«

»Aber …«, stammelte Kanturiol.

»Er hat uns deutlich sein Einverständnis signalisiert. Offiziell wird er

von dem, was wir jetzt tun werden, ebenso überrascht sein wie der Rriarchgon und sein schleimiger Stellvertreter. Ein wenig schäumen, wütend sein, protestieren, vielleicht sogar eine empörte Nachricht an den Kazan verfassen. Aber – mal ehrlich – stört uns das?«

Kanturiol schüttelte verneinend den Kopf.

»Siehst du … Dann lauf und stell zwei Trupps mit Sägen und Äxten zusammen und zeig ihnen die Bäume, die sie fällen sollen. Sag ihnen, dass es nicht nur im Einverständnis mit mir, sondern auch in Absprache mit dem Dreierrat geschieht. Lass von ein paar zusätzlichen Männern das Gebiet sichern und sperren, damit unsere Freunde nicht zu früh davon erfahren. Am besten fängst du mit den Bäumen auf der linken Seite an. Die stehen ganz besonders nah zur Mauer. Und treib diese faulen Burschen notfalls mit der Peitsche an! Sie müssen sich sputen …«

Kanturiol rannte los, froh, dass endlich etwas geschah, gleichzeitig aber voller Sorge, dass es längst zu spät sein könnte …

*

Man hatte sie offensichtlich besser beobachtet, als sie gedacht hatte. Es konnte kein Zufall sein, dass der oder die Einbrecher sich diesen Ring für ihre Manipulation ausgesucht hatten. Andere Schmuckstücke wechselten, dieser Ring nie. Doch das war zugleich Valentinas Glück.

Sie zog ihre kleine Reisetasche zu sich heran und wühlte darin herum. Kürzlich erst hatte sie den Ring nämlich einmal verloren und nach stundenlanger Suche den Schmuckhändler in Marrakesch aufgesucht, von dem sie das Stück vor vielen Jahren erworben hatte. Tatsächlich hatte er – nachdem sie den Ring so gut es ging beschrieben hatte – ein nahezu identisches Exemplar aus seinem reichhaltigen Fundus herausgesucht und ihr verkauft.

Wenig später fand sie in einer Ritze zwischen zwei Steinplatten das verloren gegangene Stück und besaß jetzt den gleichen Ring zweimal. Und nur weil sie sich erst kürzlich so intensiv mit dem Ring, seiner Form, seiner Gestaltung, seiner Farbe auseinandergesetzt hatte, fiel ihr die ansonsten leicht zu übersehende Veränderung überhaupt auf. Und nur wer genau hinsah, konnte den alten von dem neuen Ring unterscheiden. Sie zog das kleine Schächtelchen, in dem sich der Ersatzring befand, aus ihrer Reisetasche und verglich beide Schmuckstücke.

Valentina hatte diese Art von miniaturisierten Wanzen noch nie eingesetzt, wusste aber, dass im Auftrag der Galab auf diesem Gebiet schon lange geforscht und entwickelt wurde. Dass, was man auf einer Fläche von weniger als einem zehntel Millimeter genau zwischen den schwarzen Stein und der Platinfassung angebracht hatte, war unter einer starken Lupe und erst recht unter einem Mikroskop zweifellos gut zu erkennen. Aber wer machte sich schon diese Mühe. Mit bloßem Auge war die Wanze nur dann zu erahnen, wenn man genau wusste,

wonach man suchen musste.

Sie sendete auch kein Signal im herkömmlichen Sinne, sondern konnte nur mit einem speziell auf das Miniaturgerät geeichten Aktivempfänger geortet und verfolgt werden. Nach den Informationen, die sich Valentina ins Gedächtnis rief, wurde das Ding in dem Moment aktiv, als das Metall des Ringes ihre Haut berührte. Die kaum messbare Spannungsdifferenz zwischen dem Weißgold und der Hautfeuchtigkeit reichte vollkommen aus, um es in Gang zu setzen.

Valentina unterdrückte einen Fluch und wollte den Ring sofort wieder abnehmen. Aber würde das nicht bei den Leute auf der anderen Seite der Leitung Verdacht erregen, dass die Wanze, so winzig sie auch war, von ihr entdeckt worden war?

Sie ging unter die Dusche und behielt auch hier den Ring an. Die Feuchtigkeit musste bewirken, dass die Spannung zunahm. Etwas, was die Entwickler dieser Miniatur-Wanze bedacht haben mussten. Das winzige Gerät musste also über eine Art Überspannungsschutz verfügen. Das war's!

Kaum hatte sich Valentina abgetrocknet, kramte sie aus ihrer Tasche einen silbernen Flexi-Armreif. Von allen Schmuckstücken das am wenigsten wertvolle Teil, das sie dabei hatte. Sie hatte es nur deshalb dabei, weil sie sich noch nicht entschlossen hatte, ob sie den Reif entsorgen oder zur Reparatur bringen sollte. Er enthielt eine auf verschiedene Zeiten programmierbare Digitaluhr und einen Kurzstrecken-Kommunikator. Seine Energie bezog er aus einem kleinen, integrierten Ionen-Akku, der von kaum größeren, auf das Armband aufgedampften Solarzellen immer wieder aufgeladen wurde. Solarzellen und Akku schienen noch zu funktionieren. Lediglich die Uhr war durch einen Kriechstrom ausgefallen und zeigte seitdem Phantasiezeiten an.

Sie öffnete den Verschluss des Armreifs, zog den Ring vom Finger, entfernte mit einer Nagelfeile die isolierende Oberflächenbeschichtung und schob den Ring über den Reif. Sie klemmte ein Stück Papier dazwischen, so dass Ring und Armreif an dieser Stelle fixiert waren. Der Kriechstrom musste mehr als ausreichen, um der Wanze vorzugaukeln, dass sich der Ring noch an Valentinas Finger befinde.

Vorsichtig prüfte sie den Ersatzring, aber er schien sauber zu sein. So wie der Rest ihrer Sachen. Hier hätten weitere Wanzen auch nicht viel gebracht, da es ziemlich langweilig sein musste, wochen- oder gar monatelang den immer gleichen Standort eines Kleiderschranks zu orten.

Valentina verließ das Gebäude und wanderte einen Pfad entlang, der sie zum Südostteil der Insel bringen würde. Dorthin, wo sich laut Sarah Windsor das *Naturschutzgebiet* befinden sollte.

Sie musste nachdenken. Dringend. In was war sie hier reingeraten? Was für ein Spiel wurde gespielt? Und mit wem?

Das so genannte Naturschutzgebiet erinnerte Valentina an eine auf die typischen Elemente reduzierte Fassung der Everglades. Sie lief auf

Knüppeldämmen über eine sumpfige Landschaft voller Mangrovenbäume. Einige Alligatoren lagen träge im Weg und sonnten sich in der Morgensonne.

Vorsichtig machte sie einen Bogen um die Tiere, obwohl es sich nicht um allzu große Exemplare handelte. Normalerweise – so hieß es – waren diese schwarz-glänzenden Reptilien friedlich, aber darauf wollte sie sich nicht unbedingt verlassen. Sie sah auch ein Salzwasserkrokodil von beeindruckender Größe, das rasch durch einen Tümpel glitt. Solch ein Tier konnte in der Tat sehr gefährlich werden. Es nahm jedoch keinerlei Notiz von ihr, sondern schien von etwas Interessanterem im Schilf angelockt zu werden.

Valentina betrat eine bogenförmige Brücke aus Holzstämmen, die über die Schilfbepflanzung hinwegführte und von deren oberstem Punkt aus man aufs offene Meer blicken konnte. Doch etwas anderes lenkte Valentinas Blick von der grandiosen Aussicht ab.

In acht bis zehn Metern Tiefe unter ihr dümpelte das flache Elektro-Boot in den Wellen, mit dem letzte Nacht jener Unbekannte zur Insel gekommen war.

Als Valentina die Verfärbung des Wassers wahrnahm, hielt sie den Atem an. Ein weiteres Salzwasserkrokodil schoss heran und verschwand zur Hälfte im dichten Schilfgestrüpp.

Hier waren offensichtlich noch eine Reihe weiterer Tiere verborgen. Wie im Sturm peitschten die großen Halme jetzt hin und her. Schließlich kam das halb verschwundene Krokodil wieder zum Vorschein. Es zog eine dunkle Schliere hinter sich her. Zu beiden Seiten hing das Stück eines Arms aus seinem Maul. Die Hand an diesem abgerissenen Arm teilte die Wasseroberfläche und erzeugte eine eigene kleine Bugwelle, während der Stumpf, dort wo der Arm abgebissen worden war, unter Wasser hing und die Blutspur erzeugte.

Jetzt erschienen auch die anderen Krokodile und zogen und zerrten an den Resten eines menschlichen Körpers. Wer ein Stück herausgerissen hatte, verschwand mit der Beute, um sie in sicherer Entfernung zu vertilgen. Fassungslos beobachtete Valentina das schreckliche Schauspiel und wusste, dass sie nichts dagegen tun konnte.

Irgendwann drehten die Tiere, während sie sich um die besten Stücke stritten, den Torso in Rückenlage. Für einen Augenblick konnte Valentina das Gesicht des Toten sehen. Ungefähr genauso lang wie sie es letzte Nacht im Schein des Vollmonds zu Gesicht bekommen hatte.

Der Unbekannte hat, wie verabredet, geliefert und seinen Lohn erhalten … Die plötzliche Erkenntnis schoss ihr durch den Kopf. Sie ahnte, worin seine Ware bestanden hatte. Mit großen Schritten rannte Valentina zu dem Anwesen zurück.

*

Minslow wies Dana Frost und Bran Larson zwei, jeweils knapp sieben Quadratmeter große Verschlage zu, die – und das war der eigentliche Luxus – über Dächer und verschließbare Türen verfügten. Dennoch hatten die allgegenwärtigen Spinnchen auch hierher ihren Weg gefunden. Dana nahm das Ungeziefer an Bord kaum noch wahr.

Sie mussten sich mit einigen anderen, in der Hierarchie knapp unterhalb von Milan D'aerte angesiedelten Sklaven einen Wasser- und einen Nahrungsspender teilen. Doch dies war im Vergleich zur Situation vorher bereits echter Luxus.

Wenn Dana ehrlich war, dann war dies der zweitgrößte Fortschritt, den sie während ihres unfreiwilligen Aufenthalts auf der GRALASH erreicht hatte. Der größte war eindeutig, dass sie sich ihre Unform zurückerobert hatte. Sie war zwar von ihren monatelangen, ununterbrochenen Aufenthalten auf der STERNENFAUST rigide Einschränkungen gewöhnt, was Privatsphäre und privaten Bereich anbelangte, aber das, was sie zu Beginn ihrer Laufbahn als Sklavin miterleben und ansehen musste, hätte sie kaum einen Tag länger ertragen, ohne in irgendeiner Weise davon seelisch beschädigt zu werden.

Wenig später erhielt sie das Blatt.

Der Eunuch legte die dünne, etwa drei Zentimeter breite und zehn Zentimeter lange, dunkelbraune Folie auf ihren linken Unterarm. Er hatte sie in Windeseile aus einer Schutzhülle gezogen, von einem weichen Trägermaterial abgelöst und drückte sie jetzt mit aller Kraft auf Danas Haut. Sie schrie kurz auf. Nicht weil es wirklich wehtat, sondern weil sie das, was sie spürte, irritierte. Das Zeug fühlte sich überraschend kühl an. Trotzdem brannte es und schien auf eine unheimliche Weise lebendig zu sein.

»Koggru wird sich, wenn er etwas von dir will, mit Hilfe des Blatts bei dir melden«, piepste Minslow.

»Was … was ist das?«, fragte Dana und starrte entsetzt auf den Streifen, dessen Farbe sich unangenehm von ihrer Haut abhob. Unwillkürlich fing sie an einer Ecke an, daran herumzuknibbeln.

»Das würde ich an deiner Stelle bleiben lassen«, flötete der Kastrat.

»Warum?«

»Wenn du versuchst, das Blatt von der Haut zu ziehen, bedeutet das deinen Tod. Das Blatt zeichnet dich als Botin aus. Du bist dadurch unantastbar geworden. Wenn du es von dir ablöst, erstirbt das Signal, das dich mit dem Schamanen verbindet. Man würde dich sofort suchen und auf der Stelle töten. Es heißt sogar, dass sich zwischen deiner Haut und dem Blatt ein Gift in winzigen Kapseln befindet, die zerplatzen, wenn du die Folie entfernst.«

Dana und Bran starrten den Eunuchen ungläubig an.

»Ich will dir nichts vormachen«, fuhr Minslow fort. »Das mit dem Gift wird erzählt. Ob es stimmt, weiß ich nicht.

Aber ich würde es nicht ausprobieren …«

Er strich noch einmal über die dunkelbraune Folie. Sofort kehrte das

seltsame Gefühl zurück, dass sich irgendetwas Lebendiges in dem Ding verbarg.

»Der Schamane ist ab sofort zu jeder Sekunde mit dir verbunden. Er weiß durch das Blatt, ob du schläfst oder wach bist. Man sagt, er könne dadurch auch deine Träume, Gefühle und Gedanken lesen, aber auch das wird nur erzählt, ähnlich wie die Geschichte mit dem Gift.«

»So, so. Es wird nur erzählt …«, knurrte Dana.

Der Eunuch nickte.

»Was aber stimmt, ist, dass Koggru sofort Bescheid weiß, wenn dir etwas zustoßen sollte. Wenn dich jemand bewusstlos schlägt oder tötet. Er weiß es im gleichen Augenblick, obwohl er Kilometer weit entfernt sein kann. Und auch die Entfernung spürt er – dies nur für den Fall, dass du irgendwann die Gelegenheit bekommst, die GRALASH zu verlassen – egal, wie weit du von ihm entfernt bist. Er hält Verbindung mit dir!«

»Und wie meldet er sich?«

»Das«, Minslow lachte schrill, »wirst du schon merken, wenn es so weit ist …«

*

Auch wenn sie von ihrer Arbeit bei der Galab freigestellt war, so besaß sie doch noch die alten Verbindungen, Kontakte und Freundschaften. Dr. Frank Vicone hatte ihren Verdacht bestätigt, dass in der nanotechnischen Forschungsabteilung ein Satz neuentwickelter Wanzen abhanden gekommen war und zudem auch eines der Geräte fehlte, die man benötigte, um sie überhaupt orten und anzapfen zu können. Beide Prototypen waren an verschiedenen Orten konstruiert und erprobt worden.

Er war ehrlich erstaunt, als sie ihm ihren Ring präsentierte. Sie hatten sich an einem neutralen Ort in Neopolis getroffen, sodass Valentina bei denjenigen, die so viele Mühe darauf verwandten, sie zu überwachen, keinen Verdacht dadurch erregte, indem sie schnurstracks in die Entwicklungsabteilung der Galab spazierte.

Als sie sich zwei Tage später erneut trafen – diesmal an einem anderen Ort – erhielt sie von Dr. Vicone eine Platine, auf die er in aller Eile einige Chips und andere Bauteile gesteckt und gelötet hatte.

»Ich hatte keine Zeit, ein passendes Gehäuse zu suchen«, sagte er und wies auf ein kleines, rundes Metallstück. »Das ist die Antenne. Und diese LED-Anzeige leuchtet immer stärker, je näher Sie an den Orter herankommen, der auf Code und Frequenz der Wanze an Ihrem Ring kalibriert ist …«

»Das heißt, ich kann jetzt den Spieß umdrehen?«, fragte Valentina.

Dr. Vicone nickte.

Als sie nach dem Fund der Leiche noch ganz außer Atem in das Anwesen auf Windsor-Island zurückkam, traf sie in der Eingangshalle

nur auf den alten Butler. Sie erzählte ihm nichts von dem Toten, mit dem sich gerade die Salzwasserkrokodile beschäftigten und dafür sorgten, dass bereits in Kürze nichts mehr an ihn erinnern würde. Bis auf den Butler schien noch niemand auf den Beinen zu sein.

»Wo sind eigentlich die Iandroffs untergebracht?«, fragte sie ihn.

»Oh, ich fürchte, es ist zu spät, falls Sie noch mit einem der Herren frühstücken wollten, Madame Duchamp …«

»Sie sind …«

»Die Herren Iandroff senior und junior sowie die die junge … äh … Dame haben vor fünf Minuten mit ihrem Gleiter das Anwesen verlassen«, unterbrach sie der Butler. »Und leider schläft Lady Windsor noch«, fuhr er fort, »aber ich kann Ihnen im Salon, auf der Terrasse oder in Ihrer Suite das Frühstück servieren lassen. Wo immer Sie wünschen …«

»Richten Sie bitte der Lady von mir meine besten Grüße und meinen Dank für ihre Gastfreundschaft aus, aber leider zwingen auch mich dringende Termine, sofort aufzubrechen.«

»Wie Sie wünschen. Ich lasse Ihnen ein Lunchpaket machen …«

»Verbindlichen Dank, aber ich fürchte, ich habe nicht mehr die Zeit, darauf zu warten …«

Valentina war der Appetit an diesem Morgen gründlich vergangen.



Es war zu spät. Als Kanturiol mit einer Reihe verlässlicher Arbeiter samt Werkzeug zu den Bäumen kam, sah er sich plötzlich – wie so oft in letzter Zeit – von Armbrustschützen umzingelt. Von den Wachen auf der angrenzenden Mauer war nichts zu sehen. Nur die Leiche eines Kriegers in der grün-schillernden Uniform der kazanischen Schutztruppe lag halb im Innengraben, halb an Land, das Gesicht ins Gras gewühlt, als habe er versucht, sich in den feuchten Boden zu graben. Er schien von der mindestens fünf Meter hohen Brüstung herunter in den inneren Graben gestürzt oder gesprungen zu sein. Dann musste er versucht haben, sich noch aus dem Wasser zu ziehen, bevor ihn der Tod ereilte.

Dieser Anblick allein hätte genügt, um Kanturiol das ganze Ausmaß der Katastrophe vor Augen zu führen. Der Entschluss, die Bäume zu fällen, die verborgenen Lianenbrücken ins Innere des Heiligtums zu kappen, war zu spät getroffen worden. Viel zu spät. Der Feind strömte bereits in einer unaufhörlichen Flut auf diesem Weg in die Festung und es wurden immer mehr.

Was allerdings Kanturiol vor allem verblüffte, war die unübersehbare Tatsache, wer sich hier anschickte, die Tempelanlage zu besetzen. Die Fellfarben der Feinde wurden von Dunkelbraun- bis Schwarztönen dominiert. Hinzu kam die unverkennbare Form ihrer Harnische und Helme. Das alles war wie ein optischer Schrei.

Knapp außerhalb der Reichweite von Katapulten und schweren Armbrüsten lagerten gut sichtbar die Heere von Fürst Malachenko. Doch die Soldaten, die gerade im Begriff waren, das Heiligtum zu erobern, gehörten eindeutig zu den Truppen Fürst Schaschellons.

Wie ein feuriger Schmerz durchfuhr Kanturiol der Gedanke, dass Odiras Verrat und die Ermordung Prinz Lamfars vergeblich gewesen waren. Obwohl es ihr gelungen war, einige Tempelwachen zu bestechen, musste sie wieder in die Hände des machtbesessenen Nachbarfürsten geraten sein. Wahrscheinlich hatte Schaschellon sie foltern lassen und so vom Geheimnis der Luftbrücken erfahren.

Es war alles aus.

Immer mehr schwer bewaffnete Kämpfer drangen ungehindert in die Tempelanlage ein und eroberten sie fast kampflos und beinahe unter den Augen von Malachenkos Truppen, die sich in ihrem Lager ihrerseits darauf vorbereiteten, die Festung zu stürmen.

Doch bevor sich Kanturiol vom Sog seiner finsteren Gedanken wegspülen lassen konnte, schreckte ihn eine wohlbekannte Stimme auf: »Komm her, Söhnchen. Es geschieht dir nichts!«

»Herzog …«

»Jetzt starr mich nicht so entsetzt an, mein Junge! Ja, ja, komm her! Und ihr!«, Rigbalton herrschte die Armbrustschützen an, die sie umzingelt hatten. »Nehmt den Arbeitern das Werkzeug ab, damit nicht tatsächlich noch jemand auf die Idee kommt, zu versuchen, die Bäume umzusägen …«

Rigbalton von Rauni hatte ebenfalls Kettenhemd und Harnisch angelegt. Noch verzichtete er auf den Helm, der an seinem Gürtel hing. Direkt daneben befand sich in Griffweite ein prächtig verzierter Säbel. Während die kostbare Armbrust an einem Halfter unter der linken Schulter hing, von wo sie der Herzog mit einer einzigen Bewegung ergreifen, spannen und abschießen konnte. Nur den Köcher für die Bolzen zum Nachladen hatte er ungünstig platziert, da der Helm, der am Gürtel baumelte, halb darüber hing und einen raschen Zugriff verhinderte.

Doch was sollte Kanturiol mit dieser raschen Einschätzung der Lage anfangen? Die Gedanken schwirrten in seinem Kopf wie Insekten über verwestem Fleisch.

»Sei mir nicht böse, dass ich dich nicht in meine Pläne eingeweiht habe, aber wir kennen uns noch viel zu wenig, als dass ich dir hätte trauen dürfen.«

Der Herzog legte seinen Arm um Kanturiols Schulter, während sie mit gemächlichen Schritten fortgingen. *Es ist unglaublich! Wir spazieren hier durch den Park der Tempelanlage, als seien wir Müßiggänger, während rings um uns herum Schaschellons Soldaten das Heiligtum erobern …*

»Wa … warum?«, stammelte Kanturiol, der noch immer fassungslos war und nach Worten rang.

»Darauf gibt es eine ganz einfache Antwort, Söhnchen …« Der Herzog blieb stehen und sah ihm tief in die Augen. Dann fuhr er mit

seiner brummelnden Stimme fort: »Der Held der Fünf-Heere-Schlacht steht niemals auf der Seite der Verlierer.« Erneut schwieg er einen Moment. »Komm weiter, mein Junge. Ich muss dir etwas zeigen …«

Sie verließen den Park. Auch auf der Straße beschleunigte der Herzog seine Schritte nicht, was Kanturiol immer absurder vorkam. Nicht zuletzt weil rings um sie herum das blanke Chaos herrschte. Es war jedoch weniger das Chaos einer blutigen Eroberung, als das einer kopflosen, unkontrollierten Geschäftigkeit. Aus den Augenwinkeln sah er, wie einige Bewaffnete einen gefesselten Mönch vor sich hertrieben. Es war Hillprar, Sprecher des Dreierrats.

»Siehst du«, sagte Rigbalton, der ebenfalls zusah, wie Hillprar weggebracht wurde, »er war einfach zu jung und zu dumm für die Stellung, die er innehatte. Während der Rriarchgon und sein Stellvertreter sich ganz pragmatisch auf Fürst Schaschellons Seite gestellt haben, hat er die Zeichen der Zeit nicht begriffen. Aber ich bin sicher, dir unterläuft ein solcher Fehler nicht …« Kanturiol spürte, wie sich der Griff des Herzogs auf seiner Schulter kurz und schmerzhaft verstärkte. »Dein ehemaliger Herr kann bald wieder abziehen.«

Die andere Hand des Herzogs wies vage in die Richtung, wo sich hinter Häusern, Gräben, Mauern und einem breiten Streifen Wiesen und Äcker, das Lager Fürst Malachenkos befand.

Kanturiol musste ihm recht geben. Angesichts der Tatsache, dass die Verteidigung der Tempelanlage nun in den Händen schaschellonischer Truppen lag, war jeder Angriff Malachenkos und Wrogins auf das Heiligtum aussichtslos.

»Ich bin dir zu Dank verpflichtet, Söhnchen«, sagte der Herzog. »Die Angelegenheit wäre härter und blutiger verlaufen, wenn du mir nicht den entscheidenden Hinweis gegeben hättest. Dank der Lianenbrücken kann der Tempel schnell und vor allem unbemerkt eingenommen werden. Der Fürst«, es war offensichtlich, dass er Schaschellon meinte, »denkt im Übrigen genauso. Er ist gewillt, dir seine Dankbarkeit mit einem großzügigen Angebot zu beweisen. Ein Angebot, zu dem ein junger Jäger wie du nicht nein sagen wird … Hier lang.«

Sie betraten ein streng bewachtes, düsteres, quadratisches Haus mit dicken Mauern. An allen vier Ecken erhoben sich trutzige Türme. Es besaß anstelle von Fenstern nur schmale Schießscharten. Die letzte Zuflucht, falls es einem angreifenden Feind gelingen sollte, die äußeren Festungsanlagen zu stürmen.

»Ganz nach oben. Weiter, weiter!«

Kaum im Inneren angelangt, legte der dicke Herzog deutlich an Tempo zu und stürmte die steile Treppe des Südturms hoch, sodass Kanturiol kaum nachkam. Als er schließlich keuchend oben ankam, nickte Rigbalton einer Wache nur kurz zu, die dem Herzog einen Schlüsselbund aushändigte und sich mit einer Verbeugung entfernte. Sie warteten einen Augenblick und lauschten seinen sich entfernenden Schritten, als er die Treppe hinablief.

Umständlich hantierte Rigbalton mit den Schlüsseln im Schloss einer

massiven Tür. Endlich gab sie seinen Bemühungen nach und schwang auf. Der Herzog trat ein, drehte sich um und winkte Kanturiol, ihm in das Turmzimmer zu folgen.

»Komm, Söhnchen, schau, welches Geschenk Fürst Schaschellon und ich dir überreichen!«

In diesem Augenblick zersplitterte ein großer dunkelbrauner Gegenstand auf Rigbaltons Schädel, dessen Augen sich noch mit dem Ausdruck größten Erstaunens verdrehten, bevor er sich bewusstlos um die eigene Achse drehte und auf den Holzboden sackte.

»Odira!«, rief Kanturiol. Die Angesprochene beachtete ihn nicht weiter. Stattdessen warf sie wütend den Griff des zerborstenen Wasserkrugs fort und beugte sich zum ohnmächtigen Herzog herab. So schnell, dass er ihren Bewegungen kaum folgen konnte, hatte sie ihn entwaffnet und hielt die Armbrust so, dass sie sie blitzschnell auf Kanturiol richten konnte.

»Du hier? Was soll das?«

Odira lachte kurz. »Bleib mir vom Leib, Verräter!«, zischte sie. »Aus dem Weg …«

»Ich verstehe nicht …«, sagte Kanturiol verzweifelt, befolgte jedoch nicht ihre Aufforderung, sondern trat einen Schritt auf sie zu. Er sah, wie sich ihr Finger um den Abzug krümmte und warf sich zur Seite. Der Bolzen schoss nur wenige Millimeter an seiner Schulter vorbei.

Mit einem Schrei, in dem sich Wut und Enttäuschung mischten, sprang er sie an und warf sie zu Boden. Der Säbel fiel ihr aus der Hand und sie rollten keuchend in einander verkeilt über die Scherben des Krugs, mit dem Odira den verräterischen Herzog außer Gefecht gesetzt hatte.

»Leise!«, flüsterte sie ihm zornig ins Ohr, während sie miteinander rangen. »Sonst sind in Nullkommanichts die Wachen zurück!«

Ebenso plötzlich, wie die Wut ihn übermannt hatte, fiel sie wieder von ihm ab. So nah war er ihr vorher noch nie gekommen. Er spürte ihren bebenden Leib. Und auf einmal spürte er noch mehr. Er fühlte, wie sie sich entspannte und umgekehrt eine ganz bestimmte Stelle seines Körpers vor Anspannung versteifte.

Langsam drehten sie sich ein weiteres Mal, sodass sie nun auf ihm lag – und liegen blieb.

Etwas Feuchtes tropfte auf seine Lippen. Er sah, wie sich salzige Tränen aus ihren Augen lösten und auf ihn herabfielen.

»Dummkopf!«, flüsterte sie.

Dann sprang sie plötzlich auf. »Dafür habe ich jetzt keine Zeit! Ich muss meinen Vater herbeirufen …«

»Warte!«, rief er und hastete ihr hinterher. Zu seiner Verblüffung eilte sie nicht die Treppe hinunter, sondern lief zwei Stufen auf einmal nehmend weiter nach oben.

»Dein Vater ist doch schon vor den Toren«, rief er ihr hinterher.

»Das weiß ich! Es war unüberhörbar. Außerdem – die Fenster sind zwar klein aber man hat von hier oben eine gute Aussicht.«

»Schaschellons Truppen haben den Tempel bereits gestürmt!«

»Das wundert mich nicht«, knurrte sie und sperrte mit einem Schlüssel vom Bund des Herzogs eine Tür auf, die auf die oberste, zinnenbewehrte Plattform des Turms hinausführte. Sie traten ins Freie.

»Was willst du tun?«

»Ich rufe meinen Vater herbei.«

»Ich glaube nicht, dass deine Stimme so weit trägt«, sagte Kanturiol.

»Meine Stimme nicht, aber *das* wird er sehen …«

Beide standen jetzt auf der Plattform. Kanturiol war an die brusthohe, zinnenbewehrte Mauer getreten und blickte darüber hinweg. In der Ferne war Malachenkos Lager deutlich zu sehen. Doch trotz ihrer Höhe waren die Türme nicht hoch genug, um über die Baumwipfel des Dschungels blicken zu können. Nur die beiden Türme Rrres, das Allerheiligste im Tempel des Alleserleuchters, waren höher. Sie überragten, wie Kanturiol es mit eigenen Augen gesehen hatte, auch das Laubmeer. Niemand im Umkreis des Heiligtums würde es wagen, höher zu bauen, als das, was vom Auge Gottes selbst errichtet worden war.

Dann verstand Kanturiol, wie Odira ihren Vater verständigen wollte. Sie hatten die Plattform des Turms durch eine Tür in einer Holzhütte betreten, die über das Treppenhaus gebaut worden war. Odira hockte an einer windgeschützten Ecke der Hütte und setzte mit Feuersteinen ein Häufchen Zündwerg in Brand. Noch ehe er zu ihr rennen konnte, hatten die Flammen das trockene Holz der Hüttenwand erfasst. Sie schlugen in Windeseile höher. Unmöglich sie jetzt noch ohne Wasser zu löschen. Und unmöglich durch das hoch aufflackernde Feuer in das Treppenhaus zurück zu springen und den Flammen zu entkommen. Wie ein tanzender Vorhang versperrte das Feuer den Fluchtweg nach unten.

Siedendheiß fiel Kanturiol ein, wie viel im Innern des Turms aus Holz gebaut worden war. Die Türen, die Fußböden, ein Teil der Wände, zumindest ab dem oberen Drittel auch die Treppe.

»Es war deine Schuld, dass du mir nachgerannt bist«, sagte Odira. Er konnte nicht sagen, ob die Tränen, die in ihren Augen standen, vom Qualm herrührten. »Es tut mir leid, dass jetzt auch dein Leben verwirkt ist – Dummkopf!«

»Aber warum?«, schrie Kanturiol.

Inzwischen brannte die Hütte lichterloh und sie wichen vor der Hitze ganz zum Rand des Turms zurück. Inzwischen – so vermutete Kanturiol anhand der Stärke des Feuers – mussten die Flammen auch Teile des Turminneren erfasst haben und sich langsam nach unten arbeiten.

»Warum was …«, fragte Odira mit einer überraschenden Milde in der Stimme. Inzwischen wirkte das Treppenhaus des Turms wie ein Kamin. Das Feuer hatte sich in kürzester Zeit zu einem tobenden, in den Himmel schießenden Inferno gesteigert. Sie mussten schreien, um sich überhaupt noch verständigen zu können. Odira presste sich an ihn. Auf

einmal fühlte sich die harte Kriegerin ganz weich an.

»Warum musst du dem Blut von Prinz Lamfar noch das Blut so vieler anderer hinzufügen, einschließlich deinem und meinem …«

»Prinz Lamfar … Hah!«

Hatte sie sich während ihrer letzten Worte an ihn geschmiegt, so stieß sie ihn jetzt wieder von sich. »Ich habe mit dem Tod dieses eitlen Gecken nichts zu schaffen! Das war …« In diesem Moment stockte sie.

Eine Gestalt aus Flammen kämpfte sich durchs Feuer. Die Schreie, die sie ausstieß, waren wegen des Lärms unverständlich, trotzdem strahlten sie ein derartiges Grauen aus, dass Kanturiol und Odira langsam zur Seite wichen. Es war ein brennender Geist, der nach ihnen griff. Eigentlich hätte der Herzog längst tot sein müssen. Mit letzter Kraft wankte seine Flammengestalt quer über die Plattform des Turms auf sie zu, griff mit Feuerarmen nach ihnen – und ins Leere. Im nächsten Moment verlor der Herzog an den Zinnen das Gleichgewicht und stürzte als feuriger Ball in die Tiefe.

Noch bevor er funkenstiebend auf dem Pflaster aufschlug, umklammerte Odira erneut Kanturiols Arm und wies mit ausgestreckter Hand in die Ferne.

»Sie haben das Signal verstanden! Sie kommen«, rief sie. »Die Truppen meines Vaters greifen an!«

*

Sie träumte von einem gefräßigen Wurm, der sich durch ihr Fleisch bohrte. Mit einem Schrei schreckte Dana hoch und drückte ihren Arm, so fest sie konnte, auf die Matratze. Es fühlte sich an, als würde er brennen, von innen heraus. Der feurige Wurm, der sie aus dem Schlaf gerissen hatte, würde ihren Arm hin und her zucken lassen wie ein durchtrenntes Starkstromkabel, hielte sie ihn nicht mit aller Macht fest.

»Wenn Koggru dich tanzen lässt, musst du dich beeilen!«, piepste Minslow schlaftrunken und richtete sich von seinem Lager halb auf. Am Abend zuvor hatte er Dana angefleht in ihrer Nähe bleiben zu dürfen. »Da er sich an dir nicht mehr rächen kann und darf, wird er eine Gelegenheit abpassen und seine Wut an mir auslassen«, wimmerte er. Der Eunuch fürchtete Breg Suntrons Rache. Er glaubte nicht an Milan D'aertes Zusicherung, dass er Tabu für Suntron sei.

Dana erlaubte ihm also, sich – vorübergehend wie sie betonte – in ihrer Nähe aufhalten zu dürfen. Sie wollte es sich nicht mit Milan D'aerte verderben, noch nicht. Aus diesem Grund respektierte sie, dass der Eunuch zum Privatbesitz des Sklavenführers gehörte.

»Wo finde ich diesen gottverdammten Schamanen?«, zischte sie schmerzverzerrt und versuchte das unkontrollierte Zucken in ihrem Arm zu bändigen. Es ging eindeutig von dem hässlichen Blatt aus, das Minslow auf ihrem Unterarm aufgebracht hatte.

»Du musst nur dem Signal folgen! Beeil dich, Koggru wartet

sicherlich nicht gerne!«

Sie rannte los. Tatsächlich erwies sich der Schmerz als eine Art Wegweiser. Immer wenn sie die falsche Richtung einschlug, wurde er stärker. Fand sie den richtigen Weg, nahm die Intensität ab. Etwas. Sie verließ die Sklavenregion, den Schmutz, die schlecht belüfteten und nur unzulänglich beleuchteten Decks und Gänge, die nahezu ausschließlich von Sklaven bevölkert waren. Der Wechsel zu den besseren Regionen innerhalb der GRALASH geschah abrupt. Auf einmal glänzten im Vergleich zu vorher die Böden, Wände und Decken vor Sauberkeit. Lange Putzkolonnen bestehend aus Sklaven, die von Morax-Frauen befehligt wurden, hielten in dem gigantischen, stadtgroßen Schiff all jene Gänge, Decks, Kabinen und Räume so gut es ging sauber, die von den Herren, den Morax, benutzt wurden.

Natürlich kamen die Putzsklaven mit ihrer Arbeit kaum hinterher. Der Zustand der Sklaven selbst war erbärmlich. Es schien, dass sie arbeiten mussten, bis sie umfielen.

Dana bog in einen breiten, geradezu prächtig anmutenden Gang. Hier sah sie zum ersten Mal die kreisrunden, knapp einen Meter im Durchmesser großen Antigrav-Gleitscheiben, die von vielen Morax benutzt wurden, um längere Strecken in dem Schiff zurückzulegen. Vorne auf den Scheiben befand sich ein niedriger Griff, mit dem sie anscheinend gesteuert wurden.

Sehr praktisch, überlegte Dana. *Würde ich so ein Ding benutzen, dann würde ich darauf aussehen wie ein Affe auf dem Schleifstein …*

Sie müsste sich halb hinhocken, um an den Steuerknüppel heranzukommen. Für die langen Arme der Morax besaß der Griff genau die richtige Höhe. Es war eine hypothetische Überlegung. Denn sie wusste aus Erzählungen ihrer Leidensgenossen, dass Sklaven der Gebrauch der Gleitscheiben untersagt war.

Wenn sich Koggru am anderen Ende des Schiffes befindet, bin ich möglicherweise eine ganze Stunde unterwegs, bis ich ihn finde …

Noch hatte sie sich nicht richtig von den Anstrengungen des Kampfes erholen können. Ihre Schritte wurden langsamer. Es war unsinnig, sich schon auf dem Hinweg völlig zu verausgaben. Wer wusste schon, wohin sie der Schamane dann schicken würde?

Doch kaum wurde sie langsamer, nahm der Schmerz in ihrem Arm zu. Es dauerte eine halbe Ewigkeit bis Dana das Tempo gefunden hatte, in dem sich der Schmerz gerade noch aushalten ließ und sie gleichzeitig so kräftesparend wie möglich unterwegs war. Irgendwann nach endlosen Gängen und zahllosen Stufen hatte sie endgültig jedes Zeitgefühl verloren. Seltsamerweise aber nicht die Orientierung. Es war, als fixiere der sie peinigende Arm jede Abzweigung, jede Besonderheit und jeden Winkel, an dem sie vorbeilief, wie eine unauslöschliche Fotografie in ihrer Erinnerung. Sie war sich sicher, dass sie trotz des labyrinthischen Aufbaus des Schiffes problemlos wieder zurückfinden würde.

Endlich stand sie vor einem verschlossenen Schott und wusste, dass

sie ihr Ziel gefunden hatte. Neben dem Schott blinkte matt ein dunkelrotes Licht, das ihr weiter nicht aufgefallen wäre, hätte sie sich nicht magisch davon angezogen gefühlt. Das Signal besaß die gleiche schlichte Form und Größe wie das so genannte Blatt auf ihrem Arm. Instinktiv wollte sie ihren Unterarm gegen das streifenförmige Licht drücken. Da öffnete sich das Schott, kaum dass der Arm auch nur in die Nähe des Signals gekommen war. Der Schmerz war schon bei ihrer Ankunft zu einem kaum noch spürbaren Zerren abgesunken. Nun war er ganz verschwunden.

Ein unverständliches Grollen empfing sie.

Dana stellte ihren Translator lauter.

»Warum hast du so lange gebraucht?«, knurrte die massige Gestalt, die mit dem Rücken zu ihr über einen Tisch gebeugt dastand.

»Ich bin gerannt, so schnell ich konnte«, verteidigte sich Dana.

Der Morax drehte sich um und starrte sie aus kleinen, blutunterlaufenen Augen an. »Gerannt?«

»So schnell ich konnte … Herr!«

»Gab es keine freie Gleitscheibe, die du hättest nehmen können?«

»Äh … nein … ich weiß es nicht, Herr.« Das hatte ihr Minslow eingeschärft, bevor sie loslief: Am besten redete sie einen Morax wie Koggru mit der Bezeichnung »Herr« an. Sobald er einen Auftrag erteilt hatte, solle sie ihn Gebieter nennen.

»Ich dachte, Sklaven wäre der Gebrauch verboten …«, fügte sie noch hinzu.

Koggru stapfte mit einem raschen Schritt auf sie zu. Er sah Furcht erregend aus. Aus seinen Mundwinkeln ragten wuchtige Eckzähne. Bisher hatte Dana noch keinen Morax zu Gesicht bekommen, der derart hässlich war und der vor allem über solch gewaltige Hauer verfügte wie der Schamane. Sein Gesicht erinnerte sie an eine Mischung aus einem Gorilla und einem Keiler.

»Denken!«, grollte Koggru. »Ihr sollt Befehlen gehorchen und nicht denken. An Bord der GRALASH ist es nur Morax erlaubt zu denken …«

Ihre Gesichter waren kaum einen halben Meter voneinander entfernt. Dana hatte mit einer Wolke stinkenden Atems gerechnet, als der Schamane sein Maul aufriss und sie zusammenstauchte. Stattdessen schien Koggru seine Hauer und das übrige Gebiss sorgfältig zu pflegen.

»Sehr wohl, Herr!« Dana sprach unterwürfig, so wie es von ihr erwartet wurde, aber sie senkte den Blick keinen Millimeter. Ihr Blick blieb in einer Mischung aus Faszination und Grauen am zerfurchten Gesicht des Schamanen kleben. Sie konnte sich nicht davon losreißen.

»Du bewunderst die Zeichen meiner Macht!«, knurrte Koggru und hob einen seiner langen Arme, um mit dem Finger über einen der Hauer zu fahren, so wie man die Schärfe einer Klinge prüft. »Du wirst auf der GRALASH nur einen Morax finden, der über noch eindrucksvollere Waffen als die meinen verfügt …« Er machte eine

Pause, als müsse er überlegen. »Taur, der Häuptling dieses Schiffes. Er ist der Stärkste, er ist allen überlegen und noch steckt viel Kraft in ihm. Es wird noch lange dauern, bis ein junger Krieger es wagen wird, ihn herauszufordern.«

»Und was ist mit dir, Herr?« Dana biss sich auf die Lippen, weil sie ihren Mund nicht halten konnte. Aber die unbedachte Äußerung war ausgesprochen.

Koggru stieß eine Folge seltsamer, abgehackter Geräusche hervor, die so laut waren, dass Dana nichts anderes übrig blieb, als einen Schritt zurückzuweichen. Schließlich begriff sie. Der Schamane schüttete sich gerade aus vor Lachen.

»Niemand ist so dumm, mich herauszufordern«, brüllte er schließlich und schlug seine langen Arm um den massigen, breiten Brustkorb, als müsse er sich selbst festhalten. Es war offensichtlich, dass sie gerade aneinander vorbeiredeten. Sie hatte gemeint, warum er nicht Taur herausforderte. Koggru schien jedoch die Frage so zu verstehen, warum niemand ihn herausforderte.

»Du scheinst tatsächlich nicht zu wissen, wer ich bin und was meine Aufgabe ist«, fuhr er geringfügig leiser fort. »Auch Morax, die jünger und stärker sind als ich, würden es nie wagen, mit mir zu kämpfen. Selbst Taur nicht. Es wäre nicht nur der Untergang desjenigen, der mich herausfordert, sondern der aller! Es würde die Vernichtung der GRALASH bedeuten …«

Dana legte den Kopf etwas zur Seite. Noch hatte sie nicht begriffen, was Koggru ihr sagen wollte.

»Ich halte diese Welt am Leben. Nur dank mir funktioniert dieses Schiff. Ohne mich würde die GRALASH von den Abgründen der dunklen Ewigkeit verschlungen werden …«

Er ist der Chefingenieur! Die Schamanen der Morax sind ihre Techniker … »Welches ist die erste Botschaft, die Ihr für mich habt, Herr? Und wohin soll ich sie bringen?«

Wieder lachte Koggru. Dabei drehte er sich von Dana fort und wandte sich wieder den wie wild über den Tisch verstreuten Gegenständen zu. Sie sahen aus wie die Nachbildungen von Knochen, bestanden aber aus einem mattschimmernden Metall. Bei keinem der Gegenstände hätte Dana sagen können, wofür sie gebraucht wurden, bis auf einen.

»Geh! Was stehst du noch hier rum?«, knurrte der Morax. Er blickte über die Schulter und bemerkte Danas Interesse an den Gegenständen. »Denk nicht mal daran …«, grollte er. Dann hob er den Dolch – für Dana wäre es ein Kurzschwert – vom Tisch. »Das ist Quanpar-Peck … Diese Waffe ist auf meine Faust geeicht! Würdest du es wagen, sie zu berühren, würde sie dich vernichten …«

Sie geben ihren Schwertern Namen …, dachte Dana, verlor jedoch über Koggrus Erklärung kein Wort. »Kein Auftrag?«, fragte sie stattdessen.

»Kein Auftrag. Ich rufe dich, wenn ich dich brauche. Und dann rate ich dir, schneller zur Stelle zu sein als diesmal.«

»Jawohl, Gebieter!«

»Nimm eine Gleitsch«, befahl er. »Boten ist es ausdrücklich gestattet, sie zu benutzen. Und dass du meine Botin bist, sieht jeder an deinem Arm!«

»Ja, Herr.«

»Raus jetzt!«

Dana verließ den Raum und machte sich in gemächlichem Tempo auf den Rückweg.

Er wollte mich nur ansehen …, dachte sie.

Es war unnötig für den Rückweg eine Gleitsch zu nehmen, wie die Antigrav-Scheiben genannt wurden. Sie bog in den breiten Gang, der eine der Hauptverbindungswege auf diesem Deck der GRALASH zu sein schien. Sie hielt einen Moment nachdenklich inne und betrachtete das geschäftige Treiben. Neben den Gleitsch für eine Person, gab es auch größere für Lasten oder mehrere Passagiere.

Eine Bewegung ließ sie herumfahren. In dem schmalen Stichgang, aus dem sie gerade gekommen war, verschwand eine imposante Gestalt, die ihr bekannt vorkam.

»Das darf doch nicht wahr sein«, sagte sie leise zu sich. Sie wollte schon laut rufen, um die Gestalt auf sich aufmerksam zu machen. Doch die Art und Weise, wie sich das Wesen um die Ecke gedrückt hatte, ließ sie still sein. Aber sie war sich sicher. Die Gestalt hatte sie offensichtlich nicht gesehen, aber sie hatte sie eindeutig erkannt.

Xygor'an … Der seit dem Tod des Msssarrrs in den labyrinthischen Gängen der GRALASH verschollene Xygor'an!

Was tat er hier?

*

Valentina schüttelte den Kopf. Kaum war allgemein durchgesickert, dass Gregor Rudenko bei der Wahl zum Vorsitzenden des Hohen Rats der Solaren Welten antreten würde, tauchten auf einmal längst totgeglaubte Gestalten und Verbindungen aus der Versenkung auf, von denen kaum jemand geahnt hatte, dass sie noch existierten.

Es war, als sei die Nachricht von Rudenkos Kandidatur ein Katalysator gewesen, um all jene Kräfte zu mobilisieren, die man während der langjährigen Amtszeit Julio Lings überwunden zu haben glaubte. Da war beispielsweise das FFGB, das Forum freier galaktischer Bürger. Hinter diesem harmlosen Namen verbarg sich eine lose Vereinigung radikal-anarchistischer Zirkel, deren Ziel nur darin bestand, die Wahl zu torpedieren, die Kandidaten unmöglich und den Hohen Rat vor aller Welt lächerlich zu machen. Es war dem Forum egal, wer gewann, obwohl auch von der FFGB ein paar chancenlose Kandidaten aufgestellt wurden. Es ging den im Forum organisierten Gruppen vielmehr darum, das Wahlverfahren in einem Maße in Frage zu stellen, dass – so hofften sie – das Ergebnis bestenfalls annulliert

und Neuwahlen ausgeschrieben werden mussten.

Sie nutzten dazu alle möglichen Tricks, vor allem manipulierten sie die Zahl der Wähler. In den Solaren Welten war jeder wahlberechtigt, der das sechzehnte Lebensjahr vollendet hatte, Mensch war – die Genetics, die sich von den Solaren Welten abgespalten hatten, zählten zumindest in dieser Hinsicht nicht mehr als Menschen – und seit mindestens einem Jahr einer geregelten Arbeit nachging. Und genau diese letzte Bedingung war der Knackpunkt der Bestimmungen.

Nicht etwa weil es keine Arbeit gegeben hätte; es gab genug zu tun und in den so genannten »Programmen« fanden selbst die eine bezahlte Beschäftigung, die über keinerlei Ausbildung, Fähig- oder Fertigkeiten verfügten. Es war das vordringliche Interesse der Planetengemeinschaft der Solaren Welten, dass jeder arbeitete, der arbeiten wollte. Tatsächlich arbeiteten die Bürger, weil sie es wollten – und für das Wahlrecht.

Gerade durch diese Kopplung des Wahlrechts an die Ausübung einer Arbeit war eine garantierte Beschäftigung Teil der Verfassung. Man erhielt natürlich nicht immer den Beruf, den man sich wünschte, aber jeder der arbeiten wollte, hatte die Möglichkeit dazu.

Natürlich gab es Ausnahmen. Leute mit chronischen Krankheiten oder in langwierigen Rehabilitationsmaßnahmen durften ebenso wählen, wie die große Gruppe derjenigen, die in ihrem Leben mindestens 35 Jahre gearbeitet hatten. Bei der ausgeübten Tätigkeit spielte es keinerlei Rolle, ob sie in einem der zahllosen Industrieunternehmen ausgeübt wurde, bei Behörden, in kleinen Betrieben oder als selbstständige Tätigkeit. Wichtig war, dass man etwas für die Gemeinschaft beitrug. Die Definition davon beschäftigte die Gerichte seit Jahrhunderten.

Dies kennzeichnete den zweiten Knackpunkt der Bestimmungen. Man *musste* nämlich nicht arbeiten, um als Bürger der Solaren Welten leben zu können. Ab der Geburt stand jeder Person ein bedingungsloses Grundeinkommen zur Verfügung, das eine – zwar bescheidene – Existenz ermöglichte. Solange die Kinder noch minderjährig waren, wurde das Grundeinkommen natürlich von den Eltern oder sonstigen Erziehungsberechtigten verwaltet, ab dem sechzehnten Lebensjahr konnten die Jugendlichen selbst darauf zurückgreifen. Die meisten taten dies, um es in die weitere Ausbildung zu investieren. Denn es gab ansonsten keinerlei finanzielle Zuwendungen oder Leistungen von den verschiedenen Verwaltungseinheiten der Solaren Welten.

Das Grundeinkommen floss auch dann weiter, wenn man längst eigenes Geld verdiente. Bis zu einem bestimmten Betrag wurde das selbst verdiente Geld relativ hoch besteuert, eine Kurve, die sich je größer der Verdienst wurde, aber auch wieder abflachte. Leistung sollte sich lohnen. Jeder hatte Verständnis dafür, dass Menschen, die gerade anfingen, sich eine Existenz aufzubauen – womöglich als Selbstständige –, in der ersten Zeit wenig verdienten. Ebenso groß war

das Verständnis für all diejenigen, die beispielsweise als Künstler nur über heftig schwankende Einkünfte verfügten. Kein Autor musste nachweisen, dass er monatlich einen bestimmten Betrag einnahm, wenn er gerade an einem neuen Werk schrieb und für dieses einen Vertrag vorweisen konnte.

Dieses Beispiel illustriert das Vorgehen der FFGB, die ihren Mitgliedern gerne rückdatierte Verträge für Werke gab, die – das war ein offenes Geheimnis – nie geschrieben und nie erscheinen würden. In Sammelklagen wurden diese Fälle des Missbrauchs dann von derselben FFGB nach Wahlen angeprangert. Nicht weil die führenden Köpfe dieses Forums auf einmal ihr schlechtes Gewissen entdeckt hatten und reumütig ihre Missetaten gestehen wollten. Der Grund bestand vielmehr darin, weil sie hofften, es kämen so viele erschlichene Wählerstimmen zusammen, dass es ausreichen würde, ein möglicherweise äußerst knappes Wahlergebnis zu kippen.

Es war diese Gruppierung, die Valentina im Verdacht hatte, hinter bestimmten Machenschaften zu stehen. Andererseits wäre die Art der Auseinandersetzung Neuland für die FFGB. Sie schätzte die Mitglieder des Forums zwar als radikal und schwärmerisch ein, traute ihnen aber im Grunde keine Gewaltverbrechen zu.

Hinzu kam die Frage, ob die Leiche des Unbekannten, die vor ihren Augen von Salzwasserkrokodilen verspeist worden war, tatsächlich zuvor das Opfer eines kaltblütigen Mordes geworden war. Vielleicht war es auch ein Unfall gewesen. Sie wusste es nicht.

Und passte eine Figur wie Philomon Iandroff, zukünftiger Milliardenerbe, zu einem Chaoshaufen wie der FFGB? Andererseits gab es zumindest bereits ein eindeutig nachweisbares Vergehen, in das der unbekannte Tote und Philomon verwickelt waren. Der Diebstahl geheimer miniaturisierter Überwachungstechnologie.

Der Unbekannte konnte leider nichts mehr darüber erzählen, wie er an dieses streng abgeschirmte Material gekommen war. Aber Iandroff junior und senior verfügten zweifelsohne über die Mittel, um sich solche technologischen Schnäppchen frühestmöglich zu sichern. Allein das konnte für die Iandroffs eine Reihe von sehr unangenehmen Fragen auslösen.

Doch das reichte Valentina nicht. Es musste schon mehr auf den Tisch kommen, um ihren Chef davon zu überzeugen, dass eine Zusammenarbeit mit Sebastian und Philomon Iandroff vielleicht doch keine so gute Idee war. Sie hatte nicht wesentlich mehr vorzuweisen, als den simplen Vorwurf der Industriespionage und die Tatsache, dass es ausgerechnet die Sicherheitsbeauftragte Rudenkos gewesen war, an der man das neue High-Tech-Spielzeug ausprobieren wollte.

Gleichzeitig war Valentina bewusst, dass sie sich noch so sehr den Kopf zerbrechen konnte, sie würde durch reines Nachdenken keinen Schritt weiter kommen. Sie brauchte mehr Informationen. Aber vielleicht half ihr hier das improvisierte Gerät, das sie bekommen hatte, weiter …

*

Xygor'an war einer der wenigen Sklaven, die den Morax auf Augenhöhe entgegentreten konnten. Mit seinen drei unterschiedlich geformten Armen, seiner enormen Körpergröße und der panzerähnlichen Haut wäre das schweigsame Wesen noch lange vor Breg Suntron oder Milan D'aerte dazu prädestiniert gewesen, sich zum Führer über alle Sklaven auf der GRALASH aufzuschwingen. Die Kshagir waren ohne schwere Waffen nahezu unbesiegbar.

Aber es gab ein für ihr offenbar unüberwindbares Problem. Er sprach keine Sprache, die die J'ebeem verstanden, und die Translatoren kapitulierten. Nur Bran Larson konnte sich mit ihm verständigen, und dieser hatte Dana die Sprache ebenfalls beigebracht.

Und noch etwas sprach gegen Xygor'an als Anführer. Niemand würde ihm trauen, denn der Körper eines Kshagir wurde von einem der parasitären Dronte gelenkt – und diese waren für die meisten das personifizierte Böse.

Irgendwie ist es ihm gelungen, sich tagelang unsichtbar zu machen, dachte Dana, als sie ihm hinterhereilte.

In diesem Augenblick drehte sich Xygor'an um. Er »sah« mit seinem Sonar-Sinn hervorragend. Vorsichtig lugte Dana an dem offen stehenden Schott eines Schaltraums vorbei, hinter das sie sich blitzartig versteckt hatte. Die beiden Sklaven, die in dem Schaltraum arbeiteten, schauten noch nicht einmal von ihrer Tätigkeit auf, als Dana wie eine Salzsäule hinter der Tür erstarrte.

Xygor'an schien sie nicht bemerkt zu haben, denn er verschwand jetzt am Ende des Gangs in einem Durchgang, der für Wesen seiner Größe eigentlich viel zu klein war. Es gab genug Gänge und Schächte auf der GRALASH, die nur kleinwüchsigen Sklaven oder bestenfalls den körperlich etwas zierlicheren Frauen der Morax vorbehalten waren.

In einen solchen hatte sich Xygor'an gezwängt.

Wäre nicht genau zwischen dem Eingang des Schaltraums und dem schmalen Wartungsgang, in dem Xygor'an gerade verschwunden war, der Bereich gewesen, in dem sich Dana noch vor wenigen Minuten mit ihrem neuen Herrn Koggru unterhalten hatte, hätte das ungewöhnliche Verhalten des dreiarmigen Wesens längst nicht so viel Interesse bei ihr geweckt. Doch so lag die Vermutung nah, dass das, womit Xygor'an sich gerade beschäftigte, zwangsläufig etwas mit dem zweitmächtigsten Morax an Bord der GRALASH zu tun haben musste.

Vorsichtig sah sie in den Wartungsschacht. Er war leer.

Xygor'an ist also nicht stecken geblieben … Dana glitt ebenfalls in den Schacht. *Wohin ist dieser Kerl so schnell verschwunden?*

Sie lief geduckt bis zu einer Gabelung des Gangs, aber weder rechts noch links war jemand zu sehen. Gedämpfte Geräusche lenkten ihren Blick nach oben. Zwischen zwei Abdeckplatten klaffte ein faustgroßer

Spalt. Jetzt war es deutlich zu hören. Die Laute, die sie hörte, stammten von Koggru und sie klangen für einen Morax höchst ungewöhnlich.

Hört es sich so an, wenn einer dieser Weltraumbarbaren mit dem Gefühl von Angst konfrontiert wird?

Rasch schob Dana die Platte zur Seite und zog sich an den Metallstreben des senkrecht nach oben führenden Schachts in die Höhe. Schon nach wenigen Metern zweigte ein kurzer, waagerechter Gang ab. Nach einigen weiteren Metern fehlte ein Bodenstück, durch das Dana direkt in den Raum blicken konnte, in dem sie sich eben noch mit dem Morax-Schamanen befunden hatte.

Was sie sah, war eine Szenerie des Grauens. Jedenfalls für Koggru.

Xygor'an musste ihn im Handumdrehen überrumpelt haben, denn der Schamane lag mittlerweile halb bewusstlos auf dem Tisch und zuckte nur noch unkontrolliert mit den langen Armen. Sämtliche Gerätschaften waren von der Tischplatte gefegt worden und lagen nun im Raum verstreut. Eine der beiden kleineren Hände Xygor'ans verschloss jetzt Koggrus Mund. Ein kurzer, präzise gesetzter Schlag mit der anderen Hand gegen die Schläfe des Morax und er war endgültig außer Gefecht gesetzt.

Was hat Xygor'an vor? Plant er einen Sklavenaufstand?

Bevor Dana in den Raum hinabspringen konnte, geschah etwas, das sie innehalten ließ. Xygor'an zerfetzte die etwa zentimeterdicke, wie eine Rüstung fungierende Kleidung des Morax, als sei dessen Körper in Seidenpapier gewickelt. Er nahm den Dolch des Schamanen und schnitt damit dessen Bauchdecke, etwa zehn Zentimeter weit, tief ein.

Dana ahnte, was der Dronte-Kshagir plante, und ein Zwiespalt tobte in ihr. Die Dronte hatten die Solaren Welten und deren Nachbarn mit einem fürchterlichen Krieg überzogen, hatten skrupellos Milliarden Intelligenzwesen getötet und noch mehr übernommen. Die Morax waren auf ihre Art genauso schlimm – viel brutaler, jedoch weniger berechnend.

Xygor'an schien recht umgänglich für einen Dronte zu sein, aber das konnte auch nur Teil seines Plans gewesen sein.

Dana beobachtete, wie der Kshagir die Klinge des Schamanen mit der starken Kampfhand packte und sie sich selbst vorsichtig in die Brust drückte. Die Schwerter der Morax durchdrangen selbst die Panzerung der Marines des Star Corps, also auch die kaum weniger widerstandsfähige Haut der Kshagir.

Dennoch kam Xygor'an nur langsam voran. Dort, wo er sich die Brust öffnete, lag der Parasit dicht unter der Haut. Er wollte ihn befreien, nicht töten. Dana war sich sicher, dass der Dronte plante, sich selbst dem Morax-Schamanen einzupflanzen.

Kann ich zulassen, dass der kalte Verstand eines Dronte die Kontrolle über die Morax erlangt?, überlegte Dana. *Über deren Technologie? Über einen Antrieb, der in Nullzeit mehrere Lichtjahre überbrückt?*

Die Antwort darauf war eindeutig, und Dana zögerte nicht länger. Mit einem schrillen Schrei sprang sie aus ihrem Versteck auf Xygor'an

zu. Mit dem Kreischen hoffte sie, den Sonar-Sinn des Kshagir einen Moment zu verwirren.

Es schien zu funktionieren. Einen Augenblick benötigte der Dronte, um sich auf sie einzustellen – und da war es bereits zu spät.

Dana rammte beide Stiefelsohlen gegen den Dolch, den sich der Kshagir selbst durch die fast undurchdringliche Haut geschoben hatte, und stieß ihn tiefer hinein. Das Ergebnis war noch besser, als Dana gehofft hatte. Ohne einen Laut von sich zu geben, kippte er nach hinten weg.

Der Kshagir lebte noch, wie sie am Zittern seines nach wie vor weit offen stehenden Kiefers erkennen konnte. Sie wusste, dass es nur noch Zeichen einer Existenz waren, die sich ähnlich der von Pflanzen oder anderen einfachen Lebensformen auf ein rein vegetatives Dasein ohne einen Funken Bewusstsein beschränkten.

Dana sah, dass sich Koggru auf dem Tisch aufrichtete und mit verständnislosem Blick auf die tiefe, klaffende Wunde in seinem Bauch starrte. Unwillkürlich hielt er beide Hände davor und sank mit einem Seufzen zurück.

»Was hast du getan?« Seine Stimme klang wie das leises Brodeln aus dem tiefsten Innern eines Vulkans, der noch nicht erloschen ist, aber auch keine Kraft mehr hat, Magma zu speien.

»Deine Sklavin kam gerade noch rechtzeitig, um dir das Leben zu retten, Herr.«

»Quanpar-Peck!« Der Morax deutete auf die Klinge in der Brust des Kshagir. »Wie ist es dir gelungen …«

»Das war er selbst, Herr! Ich habe ihn überrumpeln können und die Klinge tiefer hineingestoßen.«

Koggru drehte sich ein Stück zur Seite und blickte vom Tisch auf Xygor'ans toten Körper. Dana sah an der heftigen Bewegung im Gesicht des Morax, dass die Erinnerung an die letzten Momente zurückkehrte, bevor ihn der Kshagir überwältigt hatte.

»Er selbst hat sich Quanpar-Peck in die Brust gestoßen. Die Klinge hat ihn vernichtet und ihn dazu gezwungen.« Er fixierte Dana mit glühendem Blick. »Oder ist etwas anderes geschehen?«

»Nein, Herr!« Dana zögerte keine Sekunde mit der Antwort. Ihr war klar, dass der Schamane nicht dulden würde, dass eine andere Version der Geschehnisse in Umlauf geriet. Eher würde er sie töten. Vielleicht tat er das sowieso. »Herr … Willst du mich losschicken, um einen Arzt zu rufen? Ich bin deine Botin …«

»Ich bin der Oberste Schamane!«, knurrte Koggru und richtete sich erneut auf. »Du wirst mir dabei helfen!«

Nicht nur Chefingenieur, sondern auch Chefarzt, erkannte Dana.

Er ging voran in einen Nebenraum, offenbar sein medizinisches Labor. Und nachdem Dana die fremdartigen Konstruktionen und Apparaturen durchschaut hatte, staunte sie nicht schlecht. Diese Krankenstation war ebenso gut und fortschrittlich ausgestattet wie das von Dr. Gardikov an Bord der STERNENFAUST II.

So barbarisch sie auch aussehen und sich verhalten, schoss es Dana durch den Kopf, *technologisch sind sie alles andere als primitiv.*

*

Sie flogen so hoch, dass sie die sich nach oben wölbenden Horizontkrümmungen der Hohlwelt deutlich erkennen konnten. Dort, wo die Fernsicht klar war und nicht von Nebelbänken oder Wolkenfeldern versperrt wurde, erstreckte sich eine von zahllosen Wäldern nahezu überwucherte Landschaft, die immer wieder von Wasserläufen durchbrochen wurde.

»Was sagt die Analyse der Atmosphäre?«

»32 Prozent Sauerstoff, 67 Prozent Stickstoff und einige Spuren von Edelgasen, Sir.«

»Also atembar.«

Lugones nickte.

Spätestens beim Anblick der silbern in der Miniatursonne schimmernden Wasserstraßen wurde jedem Betrachter klar, dass es sich bei dieser Hohlwelt um ein von Grund auf künstlich geschaffenes Gebilde handelte. Je höher sie gestiegen waren, desto deutlicher war die ursprüngliche Intention dieser Konstruktion zu erkennen gewesen. An beiden Polachsen des Planeteninneren verdunstete das Wasser besonders schnell. Hier war die ähnlich der Schwerkraft wirkende Rotation der Planetenhülle am schwächsten. In der Innenäquatorialregion mussten die Niederschläge dagegen am stärksten sein, weshalb sich dort die ausgedehntesten Wasserflächen befanden. Insgesamt wirkten sie wie lang gestreckte Meere oder riesige Seen, die an ihrem spitzen Ende jeweils in ein deltaähnliches Geflecht an Wasserläufen ausliefen.

»Es sieht tatsächlich so aus, als funktioniere der Wasserkreislauf dieser Welt umgekehrt wie sonst«, spekulierte Bruder William angesichts des sich ihnen bietenden Anblicks. »Die Meere in der Äquator-Region sind die Sammelbecken und geben das Wasser an die Flüsse ab, die spiralförmig über die Innenoberfläche dieser Welt in Richtung der Pole fließen …«

»Aber was bedeuten dann die zahllosen Wasserläufe, die das Bild stören. Es gibt auch ganz normale Quellen, daraus entstehende Bäche und Flüsse«, entgegnete Lugones.

»Sie alle münden irgendwann in einen der Hauptströme und ich gehe jede Wette ein, dass die von Quellen gespeisten Flüsse in der Entwicklungsgeschichte dieses Planeten später entstanden sind!«, erwiderte William.

»Es mag gut sein, dass sich das Experiment der Toten Götter irgendwann verselbstständigt hat«, sagte van Deyk und drehte sich zu Bruder William um, »und ich störe Ihre wissenschaftlichen Überlegungen nur ungern. Aber …«

»Sie wollen wissen, ob wir hier allein sind«, unterbrach William schnell. »Das lässt sich eindeutig mit Nein beantworten. Das dort sind eindeutig Äcker und die müssen von irgendjemanden bestellt werden und wenn mich nicht alles täuscht, sieht diese Ansammlung von Hütten aus, als gebe es eine bäuerliche Bevölkerung – wie auch immer sie aussehen mag …« Er blickte angestrengt aus dem Seitenfenster des Shuttles.

»Die Tatsache, dass wir bisher noch keine städtischen Strukturen entdeckt haben, sagt nicht, dass es sie nicht gibt«, fuhr William mehr zu sich selbst fort.

»Ich meinte eher«, sagte van Deyk, »ob Ihre Messungen etwas ergeben haben? Gibt es andere Besucher? Müssen wir damit rechnen, auf Morax-Jäger zu stoßen?«

»Die Messungen zeigen keine energetischen Spuren, die auf ein Morax-Schiff und sei es ein einzelner Jäger hindeuten … Aber …«

»Aber was?« William hatte vorsichtshalber noch einmal kurz auf das Messinstrument geblickt.

»Vielleicht war ich zu vorschnell … Hier sehen Sie!« Er reichte van Deyk das Display.

»Das sind Feldströme, Bruder William. Die Folge von Dimensions-Überlappungs-Verzerrungen … Lugones, gehen Sie runter auf fünftausend Meter …«

Getragen von Antigrav-Aggregaten sackte das Shuttle jäh ab, doch im Inneren war davon nichts zu spüren.

»Das Signal wird stärker! Drei Grad Backbord. Ja! Vielleicht finden wir sie ja doch …«

»Wäre es nicht besser, nicht zu nah ranzufliegen, Sir? Das Shuttle ist kaum bewaffnet und wir sind nur zu dritt!«

»Wenn es tatsächlich das Signal eines Morax-Jägers oder eines anderen Schiffstyps ist, dann kann es sich bei dem Verursacher nur um ein sehr kleines Modell handeln …«

»Außer es ist gelandet und hat alle Systeme ausgeschaltet«, sagte William.

»Kein Pilot schaltet in fremder Umgebung sämtliche Systeme aus!«, entgegnete van Deyk. »Doch davon abgesehen will ich mich davon überzeugen, dass wir es wirklich mit Morax-Technik und nicht mit etwas ganz anderem zu tun haben. Denn eigentlich … ist das Signal für die Energie-Emissionen der Morax ziemlich untypisch.«

»Aye, Sir.«

»Das heißt nicht, dass Sie Unrecht haben, Lugones. Drosseln Sie das Tempo. Wir tun gut daran, uns in jedem Fall äußerst vorsichtig heranzupirschen …«

»Vielleicht wurde der Pilot gezwungen, die Systeme seines Schiffs abzuschalten«, sagte Bruder William und wies gleichzeitig mit der ausgestreckten Hand nach halb rechts.

»Was ist das?«, fragte Lugones.

»Rauch. Eine dünne, weit entfernte Rauchfahne«, sagte van Deyk.

»Vielleicht haben Sie ja recht, Bruder William … Noch tiefer Lugones und noch mehr Tempo weg! … Ich glaub's nicht. Das Signal kommt aus dieser Richtung!«

»Ich wusste, es war nur eine Frage der Zeit«, sagte Bruder William.

Fragend blickte ihn der Commander an.

»Eine Stadt, Commander. Wir sind gerade darüber hinweg gerauscht. Aus den hinteren Fenstern des Shuttles ist sie sicher noch zu sehen.«

»Keine Zeit«, knurrte van Deyk.

»Sah richtig idyllisch aus. Schnuckelige Häuser, enge Gassen, Stadtmauern, Türme …«

»Ich habe alle Kameras aktiviert, über die das Shuttle verfügt. Ich fürchte, Sightseeing werde ich später nachholen müssen.«

»Entwarnung!«, sagte Lugones und holte eine Vergrößerung der Rauchfahne auf den Orterbildschirm. »Da brennt irgendein Turm …«

»Was ist das da, im Hintergrund?«

»Jedenfalls kein abgestürztes Morax-Schiff.«

Stephan van Deyk starrte auf den Bildschirm. »Die Türme, die Mauern, die Gebäude, einschließlich dieses brennenden Turms, das alles wirkt … sagen wir es wertfrei, ziemlich schlicht …«

»Mittelalterlich«, warf William ein.

»Von mir aus mittelalterlich«, fuhr der Commander fort. »Aber diese beiden Dinger da, die direkt am Steilufer des Flusses stehen … das passt nicht. Das passt alles hinten und vorne nicht …«

»Aber es handelt sich nicht um Überreste eines abgestürzten Raumschiffs«, sagte Lugones.

»Woher wollen Sie das wissen?«, knurrte van Deyk. Die Tatsache, dass sich riesige Gebilde wie die Morax-Schiffe durch das All bewegten und vor allem, wie sie sich durchs All bewegten, hatte ihn endgültig von der Vorstellung geheilt, auch nur ansatzweise darüber Bescheid zu wissen, wie ein Raumschiff aussehen konnte und wie nicht.

Lugones schwieg mit zusammengepressten Lippen.

»Fliegen Sie einen Bogen«, sagte van Deyk. »Es ist immer gut, dass man die Sonne im Rücken hat, wenn man sich einem unbekannten Ort nähert.«

»Die Wesen in dieser kleinen Stadt wirken humanoid«, sagte Bruder William.

»Na ja«, erwiderte Lugones skeptisch und tippte kurz auf die Tastatur des Orters. Das Bild zoomte heran.

»Katzenwesen, die wie Menschen auf zwei Beinen laufen … Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, da ist er!« William klang begeistert.

»Beweis wofür?«

»Dass sich Hohlwelt eins und zwei ähnlicher sind, als der Zufall es erlaubt …«

»Und die Bewohner dieser Welt scheinen kaum friedlicher als andere Spezies zu sein.«

»Sie haben recht, Sir. Es sieht alles danach aus, als würde diese

Festung gerade angegriffen!«

»Da, Sir!« Lugones zoomte wieder an den brennenden Turm heran.

»Da sind zwei von diesen Wesen auf dem Dach!«

»Die kommen da niemals mehr lebendig runter …«

»Nehmen Sie Kurs auf das brennende Gebäude, Pilot.«

»Aye, Sir.«

»Leider gibt es keine Winde und ein entsprechend langes Stahlseil in diesem Shuttle«, rief William, der sich hektisch umsah.

»Wir nehmen die Antigrav-Tornister«, sagte van Deyk.

Bruder William sprang auf und schnallte sich das Antigrav-Pack um.

»Sir, die Angreifer schießen mit Katapulten und Pfeilen …«, sagte Lugones.

»Risiko«, sagte van Deyk und schnallte sich ebenfalls einen der Tornister um. »Die Raumanzüge werden uns gegen das meiste schützen … Bereit, Bruder William?«

Der Christophorer nickte.

»Gehen Sie bis auf 300 Meter runter, Lugones und bleiben Sie dann seitlich von dem brennenden Turm.«

»Höhe erreicht, Sir.«

Lugones Stimme kam aus dem Lautsprecher der Schleuse. Mit einem leisen Zischen öffnete sich das Außenschott.

»Das ist nichts für Leute mit Höhenangst«, sagte Bruder William leise und hoffte, dass van Deyk ihn nicht gehört hatte. Er starrte in die Tiefe. Es fiel ihm leichter, im Weltall oder aus großer Höhe aus einem Raumschiff, Gleiter oder Shuttle zu steigen.

Neben ihm ging Stephan van Deyk in die Knie. Dann stieß er sich mit einem eleganten Sprung ab. Er segelte, die Arme weit ausgebreitet, als wären sie Flügel, ein Stück vom Shuttle fort, bevor er abwärtsstürzte. William hielt den Atem an. Als er ins Leere sprang, sah er, dass van Deyk das Antigrav aktivierte. Und auch er spürte, wie sich das Gerät mit einem Ruck einschaltete.

In einer Steilkurve flogen sie auf den brennenden Turm zu.

*

Die Tatsache, dass sie ihr eine Miniatur-Wanze verpasst hatten, bewies zumindest eines in aller Deutlichkeit: Die beiden Iandroffs misstrauten ihr. Inwieweit Sarah Windsor in die Überwachungsmaßnahme eingeweiht war, wusste Valentina nicht. Da die mikroskopisch kleine Wanze nur Daten speicherte, aber nicht in der Lage war, selbstständig zu senden, war sie so gut wie nicht zu orten. Sie musste von außen durch einen starken Sender angeregt werden. So aktiviert, ließ sich das von ihr aufgezeichnete Material abzapfen.

Das konnte innerhalb von wenigen Sekunden geschehen. Es war also höchst unwahrscheinlich, dass bislang übliche Abwehrsensoren in der kurzen Zeit die Wanze selbst oder gar die Position des Abzapfsenders

orten konnten. Auch das von Dr. Vicone in wenigen Tagen zusammengebaute Gerät war nicht in der Lage, auf Anhieb die Spur der extrem kurzen Abzapfphasen aufzunehmen. Erst beim dritten Mal konnte sich das integrierte Programm auf das Ausgangssignal kalibrieren. Dann aber konnte es den jeweiligen Standort des Überwachungsmoduls präzise angeben.

Inzwischen hatte Valentina ihr Büro im Eye-Tower bezogen, der angemietet worden war, um als Rudenkos Wahlkampfzentrale zu dienen. Das charakteristische, kreisrunde, an ein riesiges Auge erinnernde Fenster im Zentrum des Gebäudes war exakt auf jenen anderen Turm ausgerichtet, der das Wahrzeichen für den Sitz des Hohen Rats der Solaren Welten bildete. Die leicht gebogene Form und die grün schimmernde Farbe der Rundum-Verglasung hatte schon kurz nach der Errichtung dieses Hochhauses für seine inoffizielle Bezeichnung gesorgt.

Heute sprach niemand mehr von diesem Regierungsgebäude anders als der *Gurke*. Längst wurde diese wenig respektvolle Bezeichnung auch von den Ratsmitgliedern und den zahllosen Mitarbeitern der Solaren Administration verwendet.

»Je näher der Abzapfer an dir dran ist, desto exakter wird dir dieses Gerät verraten, wo er sich befindet«, hatte Dr. Vicone Valentina erklärt. »Angenommen, die Person, die mit der Wanze dein Bewegungsmuster ermittelt, befindet sich auf dem Mond, während du dich in Neopolis aufhältst, dann wirst du seinen Standort auf ein Gebiet von etwa zehn Quadratkilometern eingrenzen können. Sollte sich der Abzapfer am anderen Ende der Stadt befinden, kannst du seinen Standort auf etwa fünf Quadratmeter eingrenzen. Völlig ausreichend, um jemandem eine unangenehme Überraschung zu bereiten …«

Die Angaben, die Valentina in diesem Moment erhielt, waren so präzise, dass sie sie direkt in die Zielvorrichtung einer kleinen, transportablen Gaussflak hätte eingeben können. Mit anderen Worten, wären keine Mauern dazwischen gewesen, sie hätte der neugierigen Person, die so penetrant über ihre Aufenthaltsorte Bescheid wissen wollte, direkt in die Augen sehen können. Zumindest mit einem Fernglas. Auch aus ihrem Bürofenster hatte sie die Gurke direkt im Blick.

Das Signal kam genau aus dieser Richtung, exakt aus dem unterirdischen Sockel des Turms.

Die Gelegenheit ist günstig, dachte Valentina, zog den Ring mit der Wanze vom Finger, schob ihn über das Flexi-Armband und legte beides in ihre Schreibtischschublade. Sie ließ das Licht in ihrem Büro brennen, warf sich einen leichten Mantel über und verließ den Eye-Tower durch eine Hintertür.

Sie brauchte keine fünf Minuten, um zu dem Gebäudekomplex zu kommen, in dessen Zentrum sich die Gurke erhob. Als Gregor Rudenkos Mitarbeiterin besaß sie eine Zugangsberechtigung zu einer Reihe von Bereichen des Regierungsgebäudes. Doch sie verwendete

den auf ihren Namen ausgestellten Identity-Stick nicht. Stattdessen nahm sie einen alten, oft genutzten Stick, der einer gewissen Jane Dowell gehörte. Jedes Ratsmitglied, jeder von der Galab sowie die meisten Regierungs- und Ratsmitarbeiter wussten, dass es sich dabei um eine Tarnidentität handelte, die von vielen Galab-Agents eingesetzt wurde. Und zwar immer dann, wenn keine Zeit blieb, eine den spezifischen Gegebenheiten angepasste Legende aufzubauen.

Das Signal war aus der Tiefgarage der Gurke gekommen. Anders als beim Eye-Tower war im ja schon reichlich betagten Sitz des Hohen Rats das Parksystem noch nicht vollständig automatisiert worden. Es gab immer noch Bereiche im unterirdischen Bauch des Gebäudekomplexes, an die man sein Fahrzeug selbst hinlenken konnte. Die meisten nutzten natürlich aus Gründen der Bequemlichkeit seit Langem das vollautomatische System. Aber immer dann, wenn wichtige Sitzungen anberaumt waren oder Vollversammlungen stattfanden, sich also mehr Menschen als sonst hier aufhielten, traf es die zu spät Gekommenen. Sie mussten sich dann in den entlegeneren Winkeln, bis zu denen das System noch nicht ausgebaut war und wahrscheinlich auch nie werden würde, selbst einen Parkplatz suchen. Dabei handelte es sich entweder um Sektionen in Randbereichen der Parkdecks oder um die ganz unten befindliche Ebene.

Und von dort war das Signal gekommen.

Valentina benutzte weder den urtümlichen Lastenaufzug, noch den etwas moderneren Antigrav-Schacht, sondern suchte und fand schließlich das Treppenhaus. Einige Stockwerke höher brannte so etwas wie eine Notbeleuchtung. Doch je tiefer sie kam, desto finsterer wurde es. Hier war schon lange niemand mehr unterwegs gewesen, von einem Wartungstrupp, der für die Notbeleuchtung zuständig war, ganz zu schweigen. Sie wagte nicht, das reguläre Treppenlicht einzuschalten. Das unterließ sie aus dem gleichen Grund, der sie auch dazu bewogen hatte, auf Antigrav und Lift zu verzichten.

Falls sich dort unten noch jemand befand, würde sie ihn mit dem Einschalten des Lichts möglicherweise ebenso auf sich aufmerksam machen wie mit der Benutzung eines Aufzugs.

Sie zog ihre Brille aus der Tasche, setzte sie auf und aktivierte den Nachtsichtmodus. Jetzt sah sie das Treppenhaus in grünen und roten Konturen vor sich. Unten angekommen öffnete sie vorsichtig die Tür zum untersten Parkdeck. Automatisch veränderte sich die Wiedergabe der Brille. Hier unten herrschte ein gelbliches Dämmerlicht, das aus schmutzigen Leuchtkörpern abgestrahlt wurde, sodass sie keine Restlichtverstärkung brauchte. Stattdessen erschien nun um ein paar der hier unten abgestellten Gleiter eine Art Aureole. Ein Wärmebild, das darauf hinwies, dass sie erst vor Kurzem hier geparkt worden waren.

Ein Gleiter fiel Valentina durch eine besonders intensive Färbung auf.

Der steht höchstens seit einer Viertel Stunde hier unten …

Es war niemand zu sehen. Dennoch duckte sich Valentina jede

Deckung nutzend hinter Säulen und Fahrzeuge, während sie langsam zu dem Gleiter schlich. Sie war keine fünf Meter von ihm entfernt, als sich die hintere Seitentür mit leisem Zischen öffnete.

Zwischen ihr und dem luxuriösen Gleiter, der so groß war, dass normal gewachsene Menschen im Innern aufrecht stehen konnten, befand sich ein extrem flaches, sportliches Modell, das zudem seinem Fahrer eine fast vollständige Rundumsicht gewährte. Als Deckung eignete sich dieser Gleiter ebenso gut wie eine Glasscheibe.

Valentina ließ sich zu Boden fallen und hoffte, dass ihr wenigstens die unzureichende Beleuchtung etwas Schutz vor Entdeckung bot. Sie lag kaum eine Armlänge von dem flachen Gleiter entfernt, traute sich aber nicht, noch näher heranzurollen, da sie nicht wissen konnte, ob der Besitzer möglicherweise einen Näherungsalarm aktiviert hatte. Ausgeschlossen war das in diesem tiefen Parkdeck nicht.

»Gut, wir haben so weit alles Notwendige besprochen …«

Julio Ling!, schoss es Valentina durch den Kopf. *Das kann nicht wahr sein! Einer der am besten abgeschirmten und bewachten Männer der Galaxis hält sich ohne den üblichen Tross von Leibwächtern und Begleitern im untersten Parkdeck der Gurke auf …*

»Schatz, geh schon mal zu meinem Gleiter, ich komme gleich nach …«, ertönte eine zweite Stimme.

Philomon Iandroff! Damit hatte sie schon eher gerechnet.

Kurz darauf hörte Valentina das Trippeln von Gundis Stilettos, als sie der Aufforderung nachkam. Sie stolzierte keine drei Meter an ihr vorbei, dabei den Blick starr geradeaus gerichtet, als balanciere sie auf einem Seil. In Valentina krampften sich sämtliche Muskeln zusammen, um das Mädchen in einer Verzweiflungsattacke anzuspringen.

Doch Philomons Freundin nahm offensichtlich außer sich selbst höchstens noch ihr Spiegelbild wahr.

»Und wie wird Ihr Vater diesmal seinen Spendensegen verteilen?«, ließ sich Julio Ling wieder vernehmen.

»So wie immer«, erwiderte Philomon.

»Das heißt …«

»Jeder bekommt was. Bei Kapitalanlegern nennt man so etwas Risikostreuung …«

»Verstehe, sehr vernünftig. Und Sie haben diese Agentin im Griff?« Diese Frage ließ Valentina zusammenzucken.

»Wir verfolgen jede ihrer Bewegungen. Der Austausch ihrer Rechner hat ebenfalls reibungslos funktioniert. Im Moment ist sie drüben in ihrem Büro, aber die meiste Zeit ist sie an anderen Orten unterwegs, sodass es keine Probleme gab, die Hardware auszutauschen …«

»Das heißt, Sie sind zuversichtlich, dass Sie, sobald die Bilder fertig sind, ihr den ursprünglichen Rechner wieder in ihr Büro stellen können …«

»Genau! Und weder sie noch irgendjemand sonst wird etwas ahnen.«

»Gut. Dann kommt es nur noch auf exaktes Timing an. Schritt eins: der Triumph des alten Haudegens. Meine Wenigkeit, Rudenkos

schärfster Gegner, verstrickt sich in eine Schmuddelkampagne. Schritt zwei: die Angelegenheit bekommt den richtigen Dreh. Es stellt sich heraus, dass es sich bei der *blutjungen Verführerin* gar nicht um Beddings liederliche Tochter handelt, sondern lediglich um ein kleines Luder, das ihr ähnlich sieht …«

»Je mehr Verwirrung erzeugt wird«, ließ sich Philomon vernehmen, »umso mehr Interesse und Aufmerksamkeit wird erzeugt!«

»Und dann der Fall, der tiefe, tiefe Fall, wenn sich herausstellt, dass diese Kampagne von dem ausging, dem sie am meisten zu nützen schien …«

»Dieser Logik kann sich niemand entziehen!«

Längst hatte Valentina begriffen, warum sich der mächtige Julio Ling darauf eingelassen hatte, sich an diesem einsamen, ungewöhnlichen Ort mit Philomon Iandroff zu treffen. Und längst hatte sie genug gehört, um zu wissen, was für ein Doppelspiel hier ausgeheckt worden war.

Gundi!, schoss es ihr durch den Kopf, während sie sich langsam und möglichst lautlos über den Boden robbend zurückzog. *Sie ist das schwächste Glied der Kette …*

Das *kleine Luder*, wie sich Julio Ling ausgedrückt hatte, saß auf dem Beifahrersitz eines Nobel-Gleiters und starrte in einen Handspiegel, während sie sich die Lippen nachzog. Die Tür stand offen.

Langsam und lautlos richtete sich Valentina auf. Sie stand einen knappen Meter hinter ihr und sah, dass Gundi erstarrte. Sie hatte sie in ihrem Handspiegel erkannt. Blitzschnell presste Valentina ihre Hand vor Gundis Mund. Dummerweise befand sich der Lippenstift noch dazwischen. Gundis Schrei wurde von Valentinas Hand zwar abgedämpft. Das eigentlich nicht zum Essen bestimmte Kosmetikgehäuse samt Inhalt knirschte zwischen Gundis Zähnen.

»Mitkommen!«, zischte Valentina, während sie die junge Frau aus dem Gleiter zerrte. »Ich weiß alles und habe jede Einzelheit aufgenommen!«

Sie schleifte Gundi rüde hinter sich her. Ein kurzer Blick zurück zeigte ihr, dass Philomon inzwischen Lings Gleiter verlassen hatte. Die Überraschung in seinem Gesicht sprach Bände. Trotz der schlechten Lichtverhältnisse erfasste er sofort, was sich gerade abspielte. Dabei bekam er jedoch nicht mit, dass sich hinter seinem Rücken die Gleitertür schloss.

Erst als Julio Ling mit hoher Geschwindigkeit losraste, zuckte er zusammen und wusste Momente lang nicht, wem er hinterhereilen sollte. Aber dann war ihm klar, dass es aussichtslos war, Lings Gleiter einholen zu wollen. Er zog einen Nadler aus der Tasche und schoss. Gleichzeitig stürmte er in ihre Richtung. Er hatte jedoch seinen übergewichtigen Körper nicht so gut unter Kontrolle, dass er gleichzeitig laufen und zielsicher schießen konnte. Die Projektile prasselten harmlos über die Betonwand. Valentina und Gundi verschwanden in dem finsteren Treppenhaus.

Erst als sie das widerspenstige Mädchen die Stufen hochzerrte merkte Valentina, dass es ein Fehler gewesen war, den gleichen Weg zurückzunehmen. Antigravschacht oder Lastenaufzug wären schneller gewesen. Doch als sie hörte, wie sich unten die Tür öffnete, atmete sie auf.

Philomon verfolgte sie zu Fuß. Gut so. In der nächsthöheren Ebene stieß sie Gundi aufs Parkdeck und stolperte mit ihr zum gegenüberliegenden Antigravschacht. Diesmal handelte sie überlegt. Sie nahm nicht den nach oben führenden, sondern den, der wieder nach unten ging.

Inzwischen drückte sie Gundi die Mündung ihres Nadlers gegen den Kopf. Eine Maßnahme, die augenblicklich Wirkung zeigte. Gundi gab ihren Widerstand auf. Dann tat Valentina das, was sie von Anfang hätte tun sollen. Sie zwang Gundi, in Philomons Gleiter zu steigen, startete ihn und schoss mit dem Fahrzeug auf der breiten Rampe nach oben. Im Monitor der Rückkamera sah sie, dass Philomon heftig atmend aus dem Antigravschacht stürzte und mit riesigen Augen seinem entschwindenden Gleiter hinterhersah. Er versuchte noch, ihnen nachzufeuern, aber auch gegen ein ungepanzertes Fahrzeug war ein Nadler nutzlos.

*

»Admiral«, Valentina schob Gundi vorwärts, »diese junge Frau muss Ihnen ein Geständnis machen.«

Rudenko blickte von seinem Schreibtisch hoch und ließ sich nicht anmerken, dass ihn der plötzliche Überfall in seinem Arbeitszimmer hinter dem Auge des Eye-Towers auch nur ansatzweise überrascht hatte. Schweigend hörte er sich die Geschichte an, die Gundi zu erzählen hatte und die von Valentina an einigen Stellen mit zusätzlichen Informationen unterfüttert wurde.

Als Antwort sagte er nur knapp: »Wir entscheiden später, welche Konsequenzen wir aus diesen … äh … Informationen ziehen werden. So lange sind Sie selbstverständlich unser Gast!«

Er übergab Gundi mit diesen Worten in die Obhut von Pablo Basehart, der die Anweisung erhielt, ihren Aufenthaltsort so lange geheim zu halten, bis er neue Befehle erhalten würde. Damit war allen Beteiligten klar, dass die Gastfreundschaft in erster Linie Gundis Schutz galt, aber auch ihre Bewegungsfreiheit erheblich einschränken würde.

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, fragte Rudenko, als er mit Valentina allein war. Dabei zeigte er auf seinen Mund.

»Ach das!«, lachte sie. »Das ist nichts weiter. Keine Sorge, ich habe ihr keine Zähne herausgeschlagen, das war nur Lippenstift. Genauso wie hier …« Sie zeigte Rudenko ihre Handinnenfläche, die aussah, als habe jemand versucht, sie zu kreuzigen. Was in übertragenem Sinne ja auch stimmte. Dann informierte sie den Ex-Admiral auch noch über die

Vorgeschichte auf Windsor-Island.

»Ich verstehe, dass sich eine einfache Intrige zu einem Komplott und von einem Komplott zu einem Doppelspiel voller Finten und Volten entwickelt hat, aber ich habe noch nicht begriffen, wie Iandroff junior es wirklich anstellen wollte …«

»Zuerst wären eindeutige Fotos von Ling und Gundi aufgetaucht«, sagte Valentina. »Bilder, von denen jeder zuerst geglaubt hätte, sie zeigen den Noch-Ratsvorsitzenden mit der einschlägig bekannten Tochter einer Herausforderin. Doch schnell wäre bekannt geworden, dass diese Person, der man zwar jeden Skandal zutraut, diesmal mit der Angelegenheit nichts zu tun gehabt hätte. Eine bedauerliche Verwechslung. Aber der Schaden wäre damit nicht behoben, im Gegenteil. Überflüssigerweise wäre Salome Bedding mal wieder wegen ihrer Tochter im Gespräch …«

»Aber das hätte ja nur ein Nebeneffekt sein können …«, warf Rudenko ein.

»In der Tat nur ein kleiner Nebeneffekt, aber nicht unerwünscht«, gab Valentina zu. »Das Hauptproblem hätte immer noch in Julio Lings arg angeknacksten Ruf bestanden. Dann jedoch hätte sich – genau zum richtigen Zeitpunkt – herausgestellt, dass die Bilder manipuliert worden waren. Montagen, Fälschungen. Zuerst hätte das, was Gundi und Ling die ganze Zeit beteuert hätten, nämlich sich nicht zu kennen, nie etwas miteinander zu tun gehabt zu haben, von verfänglichen Situationen ganz zu schweigen, wie eine Schutzbehauptung geklungen. Mit dem Nachweis, dass es sich bei den Bildern um böswillige Fälschungen handelte, wahrscheinlich anhand des völlig harmlosen Ausgangsmaterials wäre dann bewiesen worden, dass die bösen Montagen nur deshalb in Umlauf gebracht wurden, um den guten Ruf des Ratsvorsitzenden zu untergraben.«

»So weit alles klar«, sagte Rudenko. »Aber wie sollte der Spieß umgedreht werden?«

»Mit den Rechnern«, erwiderte Valentina. »Dank der Miniatur-Wanze wussten die Iandroffs über jede Bewegung von mir Bescheid. Sie konnten also bequem abwarten, wenn ich mal nicht im Eye-Tower war. Jeder Computer verfügt über eine Art elektronische Signatur, mit der sich jede Nachricht, jeder Text, jedes Bild auf den Rechner zurückführen lässt, an dem die Nachricht, der Text oder auch das Bild entstanden ist.«

»Und dabei hätte es sich um Ihren Büro-Rechner gehandelt, den sich die Gegenseite verschafft hat … Ein Punkt, über den wir auch noch reden müssen.«

Valentina nickte. »Es könnte immer noch genau so kommen, schließlich haben sie den Computer noch …«

»Aber sie wissen, dass wir jetzt Bescheid wissen und dass wir alles tun werden, um einen erneuten Austausch zu verhindern …«

»Der – nun ja – überstürzte Aufbruch von Julio Ling vorhin«, Valentina zeigte in die Richtung der Gurke, »gibt Hoffnung zu der

Annahme, dass der Noch-Ratsvorsitzende mittlerweile von argen Zweifeln geplagt wird, was den glücklichen Ausgang des Komplotts anbelangt …«

»Er ist sicher ins Grübeln gekommen und so wie ich Ling kenne, lässt er die Sache fallen wie eine heiße Kartoffel! Wahrscheinlich hat er mittlerweile sogar veranlasst, dass Iandroffs Wahlkampfspende zurücküberwiesen wird … Etwas, was ich übrigens auch tun werde … und dabei ist es mir völlig egal, ob Lady Windsor deshalb einen hysterischen Anfall bekommt …«

»Was machen wir mit Gundi?«

»Abwarten«, sagte Rudenko. »Eigentlich brauchen wir sie nicht mehr, denn Sie haben ja, wie Sie sagten, alles aufgezeichnet …«

Valentina winkte abwehrend mit den Händen. »Das habe ich nur zu Gundi gesagt, um sie unter Druck zu setzen. Offengestanden war ich vorhin im Parkdeck viel zu überrascht, Julio Ling persönlich im Gespräch mit Philomon Iandroff anzutreffen, als dass ich daran gedacht hätte, diese Unterhaltung aufzunehmen …«

»Schade«, sagte Rudenko. »Aber ich habe jetzt natürlich Gundis Aussage gespeichert …« Er berührte ein kaum kreditkartengroßes Diktiergerät vor sich auf dem Schreibtisch.

»Was natürlich längst nicht so viel wert ist, wie es ein O-Ton von Julio Ling gewesen wäre …«, erwiderte Valentina.

»Aber wir werden sie natürlich in dem Glauben lassen«, fuhr Rudenko fort, »als gäbe es eine Aufzeichnung der Parkdeck-Plauderei. Über Gundi werden das dann die Iandroffs und letztlich auch Julio Ling erfahren. Das ist die beste Lebensversicherung, die wir der jungen Frau anbieten können …«

»Das wird notwendig sein«, sagte Valentina. »Schließlich wissen wir, was mit Leuten geschieht, von denen die Iandroffs glauben, sie könnten ihnen gefährlich werden …«

»Ja, schrecklich, was Sie da auf Windsor-Island mit ansehen mussten. Und noch schlimmer, dass man den Iandroffs aus dieser Bluttat keinen Strick drehen kann. Ich hatte ja keine Ahnung, dass sich Sarah Windsor Salzwasserkrokodile als Haustiere hält …«

»Diese Reptilien gehören zu einem waschechten Sumpf, so wie eine Orden geschmückte Brust zu einem Admiral …«

Rudenko lächelte leicht. »Eines möchte ich noch klar stellen.« Mit hartem Blick starrte er ihr in die Augen. »Ich bin mir sicher, dass Sie in gutem Glauben gehandelt haben, aber Sie sind meine Sicherheitsberaterin.

Nicht die von Sarah Windsor und PRO HUMANITY! Sie hätten mich informieren müssen.«

»Natürlich …«

»Außerdem möchte ich an solchen Machenschaften – auch nicht indirekt – nicht beteiligt sein. Das wird nicht wieder vorkommen, verstanden?«

Valentina war kurz davor, Haltung anzunehmen. »Natürlich nicht, Sir

…«

*

Das plötzliche Auftauchen des Shuttles, das in den Augen der vorwärts stürmenden Truppen Fürst Malachenkos direkt aus der Sonne zu kommen schien, hatte für ein abruptes Ende des gerade erst begonnenen Angriffs geführt. Staunend sahen die Soldaten – gleichgültig auf welcher Seite der Festungsmauern sie standen – wie sich zwei Gestalten aus dem fliegenden Ungetüm stürzten und dann in einem eleganten Bogen zu dem brennenden Turm segelten. Atemlos verfolgten sie deren Flug und wie sie die dem sicheren Tod geweihten Odira und Kanturiol ergriffen und mit ihnen aus der flammenden Gefahrenzone entkamen.

Bruder William und Stephan van Deyk brachten die beiden ins Innere des Shuttles.

»Lugones«, rief der Commander, »achten Sie auf unsere Gäste. Bruder William und ich fliegen direkt noch einmal los und versuchen diese überdimensionale Fackel zu löschen …«

»Äh … jawohl, Sir«, antwortete der Shuttle-Pilot.

Lugones winkte die beiden Katzenwesen zu sich. Die redeten leise in einer aus vielen Zischlauten bestehenden Sprache miteinander und blickten voller Scheu umher, bevor sie seiner Aufforderung Folge leisteten und nach vorne kamen. Sie rochen intensiv nach Rauch und der Pilot hoffte, dass sie keine lebensgefährlichen Verbrennungen erlitten hatten. Aber immerhin konnten sie noch aus eigener Kraft gehen. Daneben fragte er sich aber auch, wie van Deyk es anstellen wollte, das Feuer zu löschen. Der Commander und der Christophorer hatten sich so schnell wieder aus dem Shuttle gestürzt, dass keine Zeit geblieben war, danach zu fragen.

Dessen ungeachtet war es höchste Zeit, die Fackel, wie van Deyk den brennenden Turm genannt hatte, zu löschen. Einerseits konnte er jederzeit in sich zusammenbrechen und die umliegende Gebäude in Brand setzen. Andererseits versuchten zwar eine Reihe von eilig hin und her rennenden Katzenwesen das Feuer mit Wasser zu bekämpfen, aber es war offensichtlich, dass diese Bemühungen keinen Erfolg zeigen würden. Es war unmöglich von unten an den Brandherd, der sich langsam in dem Turm von Stockwerk zu Stockwerk tiefer fraß, heranzukommen. Die umliegenden Gebäude waren wesentlich niedriger, von ihnen kam man ebenfalls nicht richtig an das Feuer heran. Außerdem reichte der Druck der Löschspritzen, der mittels einfacher Handpumpen erzeugt wurde, bei Weitem nicht aus, um die Flammen wirksam zu bekämpfen.

Aus den Seiten- und Frontfenstern des Shuttles verfolgten Odira, Kanturiol und Lugones, wie sich die Flugbahnen von William und van Deyk trennten. Der Christophorer flog nur noch wenige Meter über dem Boden am Turm vorbei. Mit weit ausholenden, wedelnden

Armbewegungen verscheuchte er die Katzenwesen aus seiner unmittelbaren Nähe. Dabei überflog er auch die angrenzenden Gebäude und sorgte auch hier dafür, dass niemand in der unmittelbaren Umgebung des Turms zurückblieb.

Als er wieder hoch in den Himmel schoss, war dies das Signal für Stephan van Deyk, der in einem tollkühnen Sturzflug so nahe an die Öffnung des brennenden Treppenhauses heranschoss, wie es möglich war.

Dann gewannen William und van Deyk wieder rasch an Höhe.

Eine dumpfe Detonation ertönte.

Wie eine Feuerwolke wurden die Flammen aus den oberen Fensteröffnungen und dem wie ein Kamin wirkenden Treppenhaus herausgeblasen.

»Er entzieht dem Brandherd mit der Explosion einer Granate die Nahrung«, murmelte Lugones, der die Vorgänge genauso gebannt verfolgte wie die beiden Katzenwesen. »Auf einen Schlag gibt es für das Feuer keinen Sauerstoff mehr …«

Odira und Kanturiol starrten ihn fragend an. Der Pilot lächelte verlegen und zuckte mit den Schultern. Der Translator kannte ihre Sprache noch nicht gut genug, um zu übersetzen.

»Sehr gut!«, rief Lugones und schlug mit der Faust auf die Handfläche. »Wenn jetzt der untere Teil hält, ersticken die Trümmer die Reste des Feuers …«

Bange Momente vergingen. Endlich legte sich die Staubwolke. Der um ein Drittel verkürzte Turm war jetzt zwar nur noch eine Ruine, aber die noch stehenden Mauern hielten. Der Schaden an dem umliegenden Gebäuden schien sich in Grenzen zu halten.

*

Aus Bruder Williams Tagebuch:

»Sie halten uns für direkte Abgesandte ihres Gottes Rrre, der sich in jenem Licht manifestiert, das ihre Welt Tag für Tag erhellt. Wobei es auch in dieser Hohlwelt nur Tag, aber keine Nacht gibt, so wie es außerhalb der Hohlwelt in ihrem Glauben nur immerwährende Nacht, aber keinen Tag gibt. Das eigentlich Interessante, neben anderen wichtigen Dingen, auf die ich später zu sprechen komme, ist aber nicht diese für ihre Welt sehr nahe liegende Form des Glaubens. Das Erstaunliche sind die Mittler zwischen den Katzenwesen und Rrre, die sogar den Commander verblüfften.

Doch der Reihe nach.

Die beiden Katzenwesen, die van Deyk und ich vom Dach des brennenden Turmes holten, heißen Odira und Kanturiol. Bei Ersterer handelt es sich um eine Fürstentochter. Zwischen ihnen scheint sich eine Romanze anzubahnen, aber das nur nebenbei. Als wir schließlich

die Translatoren so weit mit Daten gefüttert hatten, dass wir uns in halbwegs zusammenhängenden Sätzen verständigen konnten, berichteten uns die beiden, auf Grund welcher Ereignisse es sie in die befestigte Tempelanlage verschlagen hatte …«

Es folgt eine Zusammenfassung der teilweise voneinander abweichenden Schilderungen von Kanturiol und Odira.

»Später konnten wir es wagen, das Shuttle zwischen den Festungsmauern und dem Kriegslager Fürst Malachenkos zu landen. Kurz darauf wurde das Shuttle zu einer Art von diplomatischem Zentrum. Die beiden kriegsführenden Fürsten persönlich, sowie ein junger Priester namens Hillprar handelten unter unserer Supervision einen Friedensvertrag aus, der im Prinzip die Autonomie des Tempels wieder herstellte. Im Unterschied zu früher, als der Tempel dem räumlich weit entfernten Kazan unterstand, müssen jetzt beide Fürsten gemeinsam die Sicherheit des Heiligtums garantieren und ein bestimmtes Kontingent an Soldaten zu diesem Zweck abstellen. Den Oberbefehl über diese gemischte Einheit erhält unser Freund Kanturiol, der von beiden Fürsten gleichzeitig zum General ernannt wurde.

Uns – insbesondere Stephan van Deyk – liegt viel daran, dass dieses fragile Gleichgewicht erhalten bleibt. Denn zu den wirklich erstaunlichen Dingen, die dieser Tempel zu bieten hat, gehört auch eine technische Anlage, die eindeutig die Handschrift der Toten Götter trägt.

Schon von Weitem, beim Anflug erkannten wir zwei riesige, turmähnliche Gebilde, die alle anderen Gebäude wie auch die höchsten Bäume weit überragen.

Nachdem wir diese Anlage näher in Augenschein nehmen konnten, fiel es uns wie Schuppen von den Augen. Wir halten die Anlage für einen Materie-Transmitter, doch das letztendlich herauszufinden, ist die Aufgabe von Spezialisten.

Wie er funktioniert, wie er in Betrieb genommen werden kann, all das wissen wir nicht. Nur über die Herkunft sind wir uns einig und das werden auch spätere wissenschaftliche Untersuchungen nachweisen. Die überlegene Technologie der Anlage stammt von jenen geheimnisvollen Wesen, die wir in Ermangelung einer besseren Bezeichnung Tote Götter nennen.

Es war unglaublich, mit welcher Verbissenheit und Energie sich Stephan van Deyk augenblicklich daran machte, das Geheimnis des Transmitters zu ergründen. In diesen Tagen kam mir der Commander vor, als habe er sein Lebtag nur nach diesem Relikt gesucht und jetzt, da er es entdeckt hat, seine Lebensaufgabe gefunden. Kaum begann er sich mit der Anlage zu beschäftigen, überließ er alle anderen Arbeiten und Pflichten Jorge Lugones und mir.

Längst waren noch nicht alle Konflikte gelöst, alle Schwierigkeiten gemeistert. Auch der oben erwähnte Friedensvertrag war noch nicht in allen Details ausgehandelt und unterzeichnet.

Van Deyk interessierte ab sofort nur noch der Transmitter. Mir war es

recht und ich bin davon überzeugt, das bestmögliche Ergebnis bei den Verhandlungen erzielt zu haben.

Ein Punkt blieb uns allen aber die ganze Zeit verborgen. Offengestanden, ich wagte überhaupt nicht an diese Frage zu denken: Warum wurde uns von den untereinander bis auf den Tod verfeindeten Katzenwesen so viel Respekt entgegengebracht?

Ich erwähnte schon, dass sie uns für die direkten Abgesandten ihrer Gottheit Rrre hielten. Aber wie es in Glaubensfragen nun einmal üblich ist, entsteht zeitgleich mit dem Glauben auch der Zweifel. Gründete die Autorität, die uns die Katzenwesen zubilligten, nur in unserer, offensichtlich überlegenen Technologie?

Ich konnte mir das nicht vorstellen.

Wie gesagt, van Deyk war mit anderen Dingen beschäftigt, Lugones schien nicht über solche Fragen nachzudenken und ich – ich wagte es nicht. Schon bald war eine andere Sache offensichtlich. Der Transmitter strahlte zwar eine seltsame Energie ab, die – wie es schien – im n-dimensionalen Raum versickerte, wie Wasser im Wüstensand, aber es würde nicht einfach werden, ihn in Betrieb zu nehmen. Falls dies überhaupt jemals möglich sein wird.

Die ganze Zeit über standen wir per Bergstrom-Funk mit der STERNENFAUST II in Verbindung, berichteten über jede Neuigkeit. Und auch diesen Aspekt hatte jeder von uns sorgfältig verdrängt: Würde es uns überhaupt gelingen, die Hohlwelt wieder verlassen zu können? War der Weg ins Innere dieses ausgehöhlten Planeten nicht möglicherweise eine Einbahnstraße?

Es schien, als würde diese Frage anderorts keinerlei Besorgnis erregen. Längst wusste natürlich auch das Headquarter des Star Corps auf der Erde über sämtliche Details unserer Mission Bescheid. Von dort kam vor einer halben Stunde der lakonische Befehl, die Untersuchungen an dem Transmitter augenblicklich einzustellen. Sie würden in Kürze von einem Team Militär-Wissenschaftler mit Unterstützung von Far Horizon fortgesetzt. Das Shuttle und wir sollen so schnell wie möglich zur STERNENFAUST zurückkehren.

Ich erspare mir, van Deyks Stimmung angesichts dieses Befehls zu schildern. Hinzu kam der Grund für die Anordnung. Die STERNENFAUST habe auf schnellstem Weg ins solare System zurückzukehren. Da Captain Dana Frost als vermisst gelte, müsse man das Schiff einem neuen Captain unterstellen. Ich weiß nicht, was mehr an van Deyks Stimmung nagte, die Tatsache die Untersuchung an dem Transmitter einstellen zu müssen oder die Aussicht auf einen neuen Captain.

Bedeutet das, dass das Star Corps Dana Frost aufgegeben hat?

Die Kampfhandlungen schienen die ominösen heiligen Affen endgültig aus dem Dschungelgebiet rings um den Tempel vertrieben zu haben. Und das obwohl sie doch angeblich nirgendwo anders als in Tempelnähe überleben konnten. Van Deyk hatte direkt vermutet, dass das möglicherweise mit der n-dimensionalen Energie-Emission des

Transmitters zusammenhänge. Eine ganz besondere Mutation.

Doch kurz bevor unser Shuttle fertig zum Abflug war, ein Flug ins Ungewisse, wagten sich die ersten Tiere wieder in das Heiligtum zurück. Sie waren gar nicht so scheu, wie wir dachten. Und auch die Katzenwesen schienen keinesfalls überrascht zu sein, als die heiligen Affen direkt zu unserem Shuttle kamen.

›Sie wollen sich von euch verabschieden‹, sagte Hillprar, der sie als neuer Rriarchgon begleitete.

Sie kamen so dicht an uns heran, dass wir uns berühren konnten. Ich war sprachlos, denn dort näherte sich eine Horde nackter Menschen …«

*

Der Übergang in die Hohlwelt war keine Einbahnstraße. Kaum näherte sich das Shuttle der Polregion und damit der Austrittsstelle ins Innere des Planeten, wurde es wieder von einer Kraft erfasst, die es zuerst in Rotation versetzte. Auch beim zweiten Wechsel, diesmal von der Innen- in die Außenwelt, verlor der Übergang nichts von seinem zutiefst erschütternden Schrecken der seelischkörperlichen Diffussion.

»Ich glaube, daran werde ich mich nie gewöhnen können«, sagte Jorge Lugones.

Bruder William nickte. Noch immer musste er an die heiligen Affen denken. In seinem Bericht, bevor sie abflogen, hatte er sie als humanoid bezeichnet und diese Behauptung sofort wieder revidiert.

»Sie verfügen bis auf Kopf und Schambehaarung über einen haarlosen, absolut menschengleichen Körper. Nicht nur menschenähnlich, sondern vom äußeren Anschein her menschengleich!«

Sie hatten sich stumm in die Augen gesehen. Während sie sich ansahen, war es Bruder William so vorgekommen, als glichen sich die unbestimmten Gesichtszüge seines Gegenübers auf wundersame Weise seinen eigenen an. Die Form der Nase, des Mundes, selbst die Augenfarbe schienen sich zu einem Ebenbild seines eigenen Gesichts zu verwandeln. Er wusste von Lugones, dass der Pilot das Gleiche empfunden und gesehen hatte.

Nur Stephan van Deyk schwieg.

Leider war ihnen eine nähere Untersuchung dieser faszinierenden Wesen nicht mehr möglich gewesen. So wussten sie noch nicht einmal, ob die heiligen Affen über so etwas wie eine rudimentäre Sprache verfügten. Aber von allen Spezies, die Bruder William in allen möglichen Winkeln der Galaxis bisher kennengelernt hatte, waren ihm noch nie Wesen begegnet, die er als so ähnlich empfunden hatte – und zugleich so fremd …

*

Zurück auf der STERNENFAUST II tauchte der Christophorer ebenso unvermittelt wieder in den Alltag an Bord eines Raumschiffs ein, wie er von der Hohlwelt ausgespien worden war.

Dr. Gardikov brachte ihn, kaum angekommen, in die Krankenstation. Nicht weil sie ihn einer gründlichen Untersuchung unterziehen wollte. Das hatte bereits der übliche, automatisierte Quarantäne- und Desinfektions-Check erledigt, als sie durch die Schleuse gingen. Dort erwartete ihn vielmehr ein Patient.

»Alle reden davon«, sagte Crewman Fo-Long, »dass Captain Dana Frost tot sei. Wir fliegen zur Erde zurück und bekommen sogar einen neuen Captain …« Er sah den Christophorer mit weit aufgerissenen Augen an. Dennoch wirkte sein Blick nicht fragend. Noch nicht einmal irritiert. »Das ist nicht wahr – oder?«

»Das mit dem neuen Captain schon«, erwiderte Bruder William. »Aber wenn Dana Frost tatsächlich tot wäre, dann würden wir das wissen.«

»Sie haben recht«, sagte Fo-Long. »Das würden wir wissen.«

ENDE



Arena

von MRaven

Dana Frost bleibt nicht lange im Dienst des Oberschamanen.

Durch Zufall gelingt es ihr, Taur, dem Häuptling des Morax-Mutterschiffs GRALASCH, das Leben zu retten.

Doch das Star Corps scheint nicht mit ihrer Rückkehr zu rechnen, und so begrüßt Stephan van Deyk den neuen Captain Milton Lexington III. an Bord der STERNENFAUST II.

Der erste Einsatz des Sondereinsatzkreuzers unter dem neuen Captain führt ins Reich der Starr – oder was noch davon übrig ist, denn eine fremde Rasse macht diesen ihr Territorium streitig …